Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSG. VON HERMANN MULERT

22. Februar 1936 — Unser 50. Jahrgang — Nummer 4

Inhalt

Ich und Wir . . . . . Martin Rade

Frömmigkeit im Leiden (Agnes Günther) . . . . . Rudolf Günther

Oekumenische Bewegung, Kirche und Theologie . . . Adolf Keller

Evangelische Predigten heute . . . . . Paul Hütt

Jesaja . . . . . Gustav Hölscher

Klassisches deutsches Drama als Passionsspiel . . . Karl Loewer

Wilhelm Grimms Frömmigkeit nach seinen Briefen . . Kurt Werner

Theologie der Krisis, Religionen, Christentum . . . Hermann Mulert

Hans Egede, der Apostel der Eskimos (Heydrich) . . . . Georg Wünsch

Die Entstehung des deutschen Ordensstaates . . . . . Carl Mensing

Von den Deutschen Christen (Leffler, Kinder, Althaus) . . Hermann Mulert

Aus Zeitschriften . . . . . Gerhard Heine

Paul Bourget . . . . . Eduard Platzhoff-Lejeune

Blick in die Welt

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

„Die Christliche Welt"

gegründet 1886, wird herausgegeben von Professor D. Hermann Mulert. Sie erscheint halbmonatlich und kostet M. 4.50 im Vierteljahr — Schriftleitung: Kiel, Feldstr. 120, Fernruf 4277 — Verlag: Leopold Klotz, Gotha.
Bezug der „Christlichen Welt" kann durch alle Postämter, Buchhandlungen oder unmittelbar durch den Verlag erfolgen. Bei Zustellung als Drucksache kostet sie vierteljährlich M. 4.50 zuzüglich Porto; Einzelheft 80 Pfennig. Postscheck: Erfurt 4754, Zürich VIII, 12267.

Reklamationen richten die Postbezieher zuerst an das zuständige Bestellpostamt, dann erst an den Verlag. Anschriftsänderung möglichst vor Wohnungswechsel an die Post, Buchhandlung oder den Verlag weitergeben. — Im Falle einer Behinderung des Erscheinens durch höhere Gewalt haftet der Verlag nicht! — Einsendungen von Manuskripten und Rezensionsexemplaren an die Schriftleitung in Kiel. Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgesandt.

D. A. 2600 IV. Vj. 35 — Verantwortlich für die Anzeigen (außer Verleger-, Stellenmarkt-, Wohnungs-, Gelegenheits- und Familienanzeigen): Dipl.-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.
Anzeigengebühr (nach Preisliste 3): die viergespaltene Millimeterzeile 12 Pfg., die ganze Seite RM. 124.80 brutto. Seitenteile entsprechend.

August Winnig im Erleben der Jahre 1918–23

Heimkehr

20. Tausend. Leinen RM. 5.80

Fast stärker noch als die drei Haupteigenschaften, die man August Winnig mit Recht nachgerühmt hat: Volkhaftigkeit, Führertum, Künstlertum, tritt in diesem Buche seine gewinnende männliche Schlichtheit hervor; es ist wohltuend, diese so wenig auf Selbstruhm abgestellten Erinnerungen zu lesen. Sie bieten Einblicke in ein spannendes Kapitel deutscher Geschichte, an dem Winnig an hervorragender Stelle handelnd teilgenommen hat. Es verbinden sich hoher geschichtlicher Wert und unmittelbare anziehende Menschlichkeit in diesem bedeutenden Buch. Die Furche, Berlin

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Der Gedanke bei der Weiterführung der Reihe

Der Weg der Gemeinde

ist der, sie zum Ausdruck einer theologischen und kirchlichen Haltung zu machen, die sich weder mit denen der „Deutschen Christen" noch mit der der „Bekennenden Kirche" deckt; nun aber nicht so, daß eine farblose Mittellinie aus Angst vor Entscheidung und Anstoß herauskommt, sondern die neu zu erstrebende, in der Zukunft allein mögliche Haltung der Unmittelbarkeit aus dem Evangelium.

Soeben erschienen neu: (Gesamtauflage z. Zt. 96000 Hefte)

Kennen wir das Alte Testament? Von W. Zimmermann ... 30 Pfg.
Götze Mensch und Gottesmensch. Von L. Thomas ..... 20 Pfg.
Sei getrost! Vom Rätsel des Leides und seiner Überwindung. Von W. Zimmermann ..... 30 Pfg.
Deutsches Ringen um Gott. 2. völlig umgearbeitete Auflage von „Das Rätsel Gott" von D. W. Zeep (Ausgabe Anfang März) 60 Pfg.

Für größeren Verbrauch Mengenstaffelpreise bis zu 30 %
Man verlange Gesamtprospekt und Angebot
(Bezug auch durch jede Buchhandlung möglich)

A. WALLMANN VERLAG IN LEIPZIG C. 1

Liturgische Blätter

für Prediger und Helfer

HELDENGEDENKTAG

Reihe I, Heft 1 (Preis RM —.60)

Volkstrauertag. Sonntag Reminiscere
Passionsfeier für den Montag in der Karwoche
Gründonnerstag Abendfeier

PASSION UND OSTERN

Reihe I, Heft 2 (Preis RM 1.20)

Karfreitags-Liturgie
Karfreitag-Hauptgottesdienst
Christi Tod- und Grabfeier
Karfreitagsfeier zum Gedächtnis der Todesstunde Jesu
Karfreitag. Abendchoral
Osterfeier
Zwei Jugendgottesdienste für Karfreitag
Osterfrühe. Eine Jugendfeier
Oster-Jugendgottesdienst

Reihe II, Heft 1 (Preis RM 1.80)

Andachten für die Passionszeit
Schriftlesungen für die Zeit von Advent bis Pfingsten
Passionschoral
Zwei Abendchoräle für die Passionszeit
Fürbitten-(Schluß-)Gebete
Abendandachten von Estomihi bis Karfreitag

FRÜHLINGS-FEIERN

Reihe II, Heft 2 (Preis RM 1.80)

Kantaten-Gottesdienst
Gesangbuch-Sonntag
Frühlings-Frühfeier
Frühlingsfeier
Morgenfeier
Liturgische Morgenfeier
Luther und unser evangelischer Gottesdienst
Jugendgottesdienst — Das heilige Abendmahl
Jugendgottesdienst — Gegen den Strom
Liturgischer Gottesdienst am Totenfestabend
Schriftlesungen / Eingangspsalmen für die Sonn- und Festtage

„Hier wird nicht theoretisiert, nicht nach Effekt gehascht, nicht eine Mode mitgemacht, sondern mit heißem Herzem und nüchternem Sinn Erarbeitetes vorgesetzt." Südd. Blätter für Kirche u. freies Christentum

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSG. VON HERMANN MULERT

Nr. 4 Gotha, 22. Februar 1936 50. Jahrgang

Inhalt: Ich und Wir [Sp. 145] — Frömmigkeit im Leiden [Sp. 147] — Worte Söderbloms [Sp. 148] — Oekumenische Bewegung, Kirche und Theologie [Sp. 149] — Evangelische Predigten heute [Sp. 153] — Jesaja [Sp. 155] — Klassisches deutsches Drama als Passionsspiel [Sp. 155] — Gegen kühne Dogmatiker [Sp. 160] — Die Großen dieser Welt und Gott [Sp. 160] — Wilhelm Grimms Frömmigkeit nach seinen Briefen [Sp. 161] — Theologie der Krisis, Religionen, Christentum [Sp. 165] — Hans Egede, der Apostel der Eskimos [Sp. 168] — Die Entstehung des Ordensstaates der deutschen Ritter [Sp. 170] — Von den Deutschen Christen [Sp. 174] — Aus Zeitschriften [Sp. 176] — Paul Bourget [Sp. 177] — Blick in die Welt [Sp. 178] — Bücher und Schriften: Der 23. Psalm. Auslegung Luthers 1536 (Przybilski); Markion der Unbesiegte (Andersen); Gott und der König (Jessen); Der Friederle von Möttlingen — Vater Stanger (Schlatter); Carl Bertelsmann (Möhn); Gestalten an der Zeitwende (Schoeps); Die Frage nach der Kirche (Eger); Der nationalsozialistische Staat und die evangelische Kirche (Eger); Christus heute (Koester); Deutsche Gespräche von ewigen Dingen; Traureden. 2. Sammlung (Küling); Ins Leben hinaus! (Busch); Saul (Wenter) [Sp. 182] — Chronik [Sp. 186] — Verschiedenes: Neue Handschriftenfunde; Kirchenausschüsse; Rundfunkgottesdienste; Kirchenausschüsse und Kirchenlehre; Die protestantische Kirche und die soziale Frage; Harnack-Biographie [Sp. 190] — Versammlungskalender [Sp. 192] — Anzeigen

Ich und Wir

Ich lebe ... Christus lebet in mir.
Gal. 2, 20.

Leben wir, so leben wir dem Herrn.
Röm. 14, 8.

Jesus braucht oft das Wörtlein „ich", natürlich-harmlos, wie ein jeder Mensch. Aber oft auch mit einem besonderen Ton, in bewußter Unterscheidung. Niemals spricht er von sich und den Andern mit dem Wörtlein „wir". Ob er es nicht doch getan hat, wissen wir nicht. Denn wie wenig Worte sind uns von ihm überliefert! Aber die Ueberlieferung der Gemeinde hat ihm das „wir" so, wie wir es von selbst immer gebrauchen, nicht in den Mund gelegt. Oder doch? Im Vaterunser? Hat Jesus es je mit seinen Jüngern zusammen gebetet? Hat er betend, die jüdischen Gebete sprechend, sich nicht mit ihnen zusammengeschlossen? So auch das Vaterunser in Solidarität mit den Seinen gesprochen? Er, der für sie am Kreuz starb, nicht auch mit ihnen diese Bitten gebetet — die fünfte, sechste, siebente? Wir wissen es nicht. So mag sich Jedes darüber seine Gedanken machen.

Paulus hat ein leidenschaftliches „ich". Und ein leidenschaftliches „wir". Einmal ist er ganz Individuum (eben er und niemand Andres) oder ganz Apostel (auf Gottes Seite, von einzigartiger Sendung erfüllt). Und dann wieder ist er ganz Glied der Gemeinde Jesu Christi, Bruder unter Brüdern und Schwestern, ja der Geringste unter ihnen. Einmal redet er so: „Ich lebe, doch nun nicht ich, Christus lebet in mir." Dann faßt er sich zusammen mit den noch Lebendigen und den Toten, die Jesu zu eigen geworden sind: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn."

Und so wird es bei uns Christen allen sein müssen. Zwar gilt: „Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott" — meine Seele, mein Gott! Aber dabei doch zugleich: „Man kann nicht Gott haben ohne den Nächsten", d. i. Gott kommt nicht zu mir, ohne daß er mir den Nächsten mitbringt; und „man kann nicht zu Gott kommen ohne den Nächsten", d. i. Gott mag uns nicht haben, wenn wir nicht den Nächsten mitbringen.

*

Wenn Fürsten ihre Kundgebungen an ihr Volk richteten mit dem Worte „Wir", so mag uns das heute fremd vorkommen, aber es war eine feine Sache. Denn damit traten sie heraus aus ihrer bloßen menschlichen Person, und ihre Majestät, ihre Macht und Weisheit redete. Das brauchte gar keine Ueberhebung zu sein, sondern im Gegenteil ein Selbst- und Berufsbewußtsein, eine Verantwortung, die „von Gottes Gnaden" ihnen zukam (wie dem Apostel die seine, 1. Kor. 15, 10). Ueberheblich wirkt es dagegen, wenn der Fürst aus dem Wir ein Ich macht: sic volo, sic jubeo. Die alte Form war gut, es kam nur alles darauf an, was dahinter stand. Der Papst redet auch per Wir zu seinen Gläubigen; das mag uns seltsam dünken, aber das Ich wäre unerträglich: er redet nicht für seine Person, sondern durch ihn redet nach katholischem Glauben Christus, redet die Kirche. Es gibt überall in unserm Leben und Wirken Stellen, wo das Ich dem Wir weichen soll.

Schriftsteller vermieden früher, von sich per „ich" zu reden. Es gehörte zum guten Ton. Sie setzten ganz mechanisch ein „wir" dafür. Es ist da eine Schwierigkeit. Insbesondere dem Jüngeren steht das fortwährende Ich schlecht an, selbst wenn er etwas Besonderes zu sagen hat. Auch für uns Aeltere habe ich das Gefühl, man soll sparsam bleiben mit dem Ich. Aus dem Munde eines Predigers von der Kanzel her wollen wir es nicht hören. Wenn es jeweilen am Platze ist, das einzig Natürliche, sei es harmlos, sei es Ausdruck der ganz persönlichen Lage und Meinung, so wirkt es dann um so reiner. Es stört mich oft, wenn ich an dieser Stelle zu unsern Lesern per „ich" rede. Aber wenn ein langes Leben hinter einem liegt und man eigentlich

nichts Anderes noch will, als seine Erfahrung, Beobachtung und Ueberzeugung den Freunden mitteilen, wie kann man dann anders? Das schriftstellerische „wir" als Phrase ist heute fast unerträglich. Ebenso wie der pluralis maiestaticus, wo keinerlei Majestät mehr dahinter steht, zur lächerlichen, lästerlichen Form wird. Aber am rechten Orte, zur rechten Stunde sollen wir an das „Wir" gedenken. Es ist eine heilige Sache darum.

*

Viel wird darüber geklagt, daß wir in den Gesangbüchern so wenig Wir-Lieder haben. Fast lauter Ich-Lieder. Eine wahre Wohltat, wenn dann einmal „Gustav Adolfs Feldlied" über uns kommt: „Verzage nicht, du Häuflein klein." Und ein Segen, daß Luther die rechte Sprache fand: „Ein feste Burg ist unser Gott." Aber es war doch ein großer Fortschritt, als es auf einmal auch solche Ich-Lieder gab. „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich." Und wenn die Gemeinde sie singt, wird wohl aus vielen Ich ein Wir. Dennoch, manche Ich-Lieder so miteinander zu singen, ist uns heute fast unmöglich. Da sitzt man in der Kirche, mit den Andern, die doch zu uns gehören, und isoliert sich, denkt, je ernster man es nimmt, nur an sich und seine Seele, an sich und seinen Gott. Gerade in der Kirche sollten die Tore ganz weit sein für unsre Andacht. Andacht besteht nicht darin, daß man nur an Gott denkt, sondern daß man in seinen Gedanken alles mit Gott in Beziehung setzt, im Zusammenhang mit Gott schaut, aus Gottes Willen heraus in seinen Willen nimmt. Die Allernächsten ebenso wie die Nächsten, die Feinde wie die Freunde, die Menschheit wie sein Volk, den Krieg wie den Frieden, das Recht wie das Unrecht, Glück und Unglück, eignes, gemeinsames, fremdes Leiden, Kunst und Wissenschaft, Gut und Ehre. Einmal gab uns ein guter Geist die Losung: „In Kontinenten denken!" (1930, Nr. 11.) Es gibt nichts Umfassenderes als rechte Andacht. Das Ich kann sie nicht haben ohne das Wir. R

Frömmigkeit im Leiden

Am 16. Februar 1911 starb Agnes Günther. Ihr Hauptwerk „Die Heilige und ihr Narr" ist erst nach ihrem Tode erschienen; eine kürzere Erzählung „Von der Hexe, die eine Heilige war" stand 1906 in der CW und ist als Buch zu haben (wie das Hauptwerk bei Steinkopf, Stuttgart). Jetzt hat zum 25. Todestag der Dichterin ihr Mann, Professor Rudolf Günther in Marburg, uns ihr Lebensbild geschenkt, eine ebenso schlichte wie feinsinnige Schilderung; in den eingestreuten Briefen finden sich sehr schöne Naturschilderungen. Man erfährt allerlei Persönlichstes, auch zur Deutung mancher Gestalt ihres Hauptwerkes. Ihr Lebensweg ging durch reiches Glück und tiefes Leid. Der Gestalt der Gisela, die in dem Hauptwerk im Hintergrunde bleibt, hat sie außer der oben genannten andern Erzählung ein Drama „Die Hexe" gewidmet, das, 1906 in Langenburg aufgeführt, nun in Rudolf Günthers Buch gedruckt wird; das Buch heißt darum: Unter dem Schleier der Gisela (Stuttgart, Steinkopf, 232 S., 3 u. 4 M.). Es wäre wunderlich, wenn dieses Drama nicht über viele Bühnen gehen sollte. Es ist nicht für alles Publikum, aber zu denen, die auf leise und innerliche Stimmen hören können, wird es vernehmlich sprechen; daneben hat es auch genug des im äußeren Sinne Wirksamen. Den Schluß des Buchs bilden ein paar Blätter „Heilige Nacht", von der Dichterin in ihren Sterbetagen niedergeschrieben, und ein Aufsatz Rudolf Günthers über ihr dichterisches Schaffen. Unzählige werden ihm für dieses Buch danken. M

Die Frömmigkeit der beiden Frauen, denen Agnes Günthers Schaffen hauptsächlich galt, der Gisela aus dem 17. Jahrhundert und der Rosmarie aus dem 19., schildert Rudolf Günther mit folgenden Worten:

Die Seele ist zu sich selbst gekommen, sie hat ihren Gott gefunden. Errungen ist dieser entscheidende Besitz doch geschenkt; er ist im Innersten gesammelte Kraft, aber er strahlt diese Kraft aus auf das gesamte Leben. Diese Gottesgemeinschaft ist keine Kameradschaftsreligion, sie ist nur im Abstand vom Göttlichen da, als unfaßbare, aber wirkliche Gnade. Und der Mittler dieses Gnadenlebens ist der Jesus der Evangelien, dessen Joch die Seele auf sich nehmen muß bis zu dem Hochgebot der Feindesliebe; nicht umsonst gipfeln in dieser Forderung die beiden großen Dichtungen. Nirgends ist die Schale der Denkvorstellung zurückgeblieben, es ist alles Lebensgegenwart, Lebensgehalt geworden. Darum ist es auch an keine Konfession gebunden. Es ist etwas Urevangelisches in dieser Frömmigkeit. Ein Bote dieses Gottes ist der Engel Leiden. Es ist so; ein Warum des Leidens gibt es für den Menschen nicht. Er muß seinen Willen unterwerfen vor dem Gott, den wir anbeten und vor dem wir Staub und Asche sind. Das gibt der Frömmigkeit Giselas und Rosmaries, nachdem sie einmal durchgebrochen ist, das Selbstverständliche; die ferne Ewigkeit ist nahegekommen, sie ist in das arme irdische Leben eingetreten. Das gibt ihr auch das Stahlharte, das Heldenhafte der christlichen Seelenhaltung. Es ist jene echte Tapferkeit, welche nicht bloß in einem großen Augenblick die Seele zum willigen Lebensopfer fortreißt, sondern sie fähig macht, in der langen Wartefrist zwischen Zeit und Ewigkeit unter dem Auf und Ab des Tages und unter Leidenspein das innerlich gebrachte Lebensopfer festzuhalten, die Bereitschaft zum Sterben, die wirklich frei macht durch das Schmerzensringen der Zwischenzeit hindurchzuretten.

In der Frömmigkeit Rosmaries ist nichts von schwärmerischer oder genießender Andacht, sie ist herb und unausweichlich, sie beugt und bindet, sie ist nicht möglich ohne die Unterwerfung des eignen Willens unter einen höheren, ohne das strenge, nie nachlassende Selbstgericht des Gewissens, dessen Urteil sich beständig verfeinert und das einen vorzeitigen Freispruch nur als neue Schuld empfände; sie wird aber auch nicht unfrei und selbstquälerisch, weil sie sich in die Hand der göttlichen Gnade gegeben hat.

Worte Söderbloms

(Geb. 15. Januar 1866, gest. 12. Juli 1931)

Bist du zu groß für das Kleinste, dann bist du zu klein, Pfarrer zu sein.

Das Leben ist keine festliche Prozession, sondern ein mühsamer Aufmarsch, in dem Jeder, der mit dabei ist, all seine besten Kräfte aufbieten muß.

Ein kurzes Leben wird uns hier auf der Erde vergönnt. Nicht der preise ich glücklich, der es so sicher und ruhig hat wie nur möglich, sondern den, der treu und unerschrocken die große Verantwortung des kleinen Lebens auf sich nimmt, und soweit man es nur kann, die Kräfte und Möglichkeiten ausnutzt, die Gott ihm verleiht.

Heilige sind Menschen, die in Leben, Wesen und Taten zeigen, daß Gott lebt.

Oekumenische Bewegung, Kirche und Theologie

Vgl. in Nr. 1: Die ökumenische Bewegung heute, und in Nr. 2: Die Stockholmer Bewegung und die europäischen Revolutionen

Wie durch die europäischen Revolutionen, so ist die ökumenische Bewegung heute in eine neue Lage gebracht durch das Erwachen einer reformatorischen Theologie.

Wer die Botschaft von Stockholm liest, kann deutlich sehen, daß grundsätzliche und praktische Forderungen aufs engste miteinander verbunden waren. Die Frage war nur: womit sollte man beginnen? Sowohl in dem großen Aktenwerk von Stockholm, als in den ersten Veröffentlichungen der ökumenischen Bewegung, z. B. in einer großen Zahl von Artikeln in der Zeitschrift „Stockholm",[1]) in den „sozialen Programmen der Kirchen", ist eine Fülle von grundsätzlichen, also auch theologischen Erörterungen gegeben, die die Bewegung schützen sollten vor dem Vorwurf, als ob sie ein Haus ohne Fundament habe bauen wollen. Richtig ist, daß namentlich unter dem Einfluß des anglo-amerikanischen Kirchentums die praktischen Fragen im Vordergrund standen, teilweise unter dem Eindruck, daß das Haus brenne. Aber wenn ein Teil glaubte, es ohne Theologie machen zu können, so ist heute die Ueberzeugung zum Siege gekommen, daß eine grundsätzliche Bearbeitung auch der praktischen Probleme, also von der Theologie her, unerläßlich ist.

Die ökumenische Bewegung kann nur vom Glauben her wachsen. Der Glaube aber ist immer wieder fides quaerens intellectum.[2]) Die Stellung der Kirche zur Welt kann nur von Christus her gewonnen werden. Die Arbeit an ihr nur vom Glauben an ihn her getan werden, der Glaube nur aus dem Worte Gottes gewonnen werden, und das Wort Gottes muß immer auch wieder vom christlichen Denken erfaßt, verstanden und für das Verständnis einer Zeit aktualisiert werden. Damit vollzieht sich eine Rückkehr zur theologischen Grundsätzlichkeit. Das formale und materiale Prinzip der reformatorischen Theologie kommt damit wieder zu seinem Rechte. Ebenso, wenn auch nicht im selben Maße, die letzte Grundsätzlichkeit, die die Haltung der anglikanischen Kirche bestimmt. Wir haben es gerade an Studienkonferenzen unserer Forschungsabteilung gesehen, wie auch die soziale Arbeit nur aus einer theologischen Grundstellung herfließt. Fragt man die orthodoxe Kirche, warum sie soziale Arbeit tun wolle, so antwortet sie: aus Liebe. Die lutherische Kirche antwortet: weil wir von Gott in einen Beruf hineingestellt sind. Der Calvinismus: weil der Wille Gottes in der Stadt getan werden muß. Der Anglikanismus: weil die Inkarnation sich fortsetzt. Hier wird also theologisch miteinander geredet. Auch wo heute die Besinnung über den Staat einsetzt, erscheinen diese letzten, grundsätzlichen theologischen Antworten.

Heute wird in der ganzen Welt eine ungeheure Vorbereitungsarbeit getan für die nächste Weltkirchenkonferenz, die in Oxford stattfinden wird im Jahre 1937, um das große gemeinsame Thema: Volk, Staat, Kirche zu behandeln. Dieses Thema wird heute von jeder Kirche her grundsätzlich angefaßt. Die Verhältnisse von Kirche und Staat in den einzelnen Ländern sind zwar verschieden. Geht man nach England hinüber, so fühlt man z. B. den ganzen Unterschied zum Kontinent. Der Engländer fühlt sich noch sicher. Er hat die politische und soziale Sicherheit des großen Weltreiches und die Sicherheit, die sich auf eine traditionelle Moral und Kirchlichkeit gründet. Wir haben diese Sicherheit nicht mehr. Wir sind unsicher geworden, unsicher in unserer politischen und sozialen Lage, unsicher aber auch in unserer Weltanschauung, in unserer Moral, in unserem Verständnis des Willens Gottes für unsere Zeit. Aber gerade diese Unsicherheit ist eine religiöse Situation par excellence. Der religiöse Mensch ist nicht der sichere Mensch, der, wie Karl Barth sagte, das Manna sammelt für den folgenden Tag, das dann doch verdirbt, sondern der religiöse Mensch ist der Mensch, der keine andere Sicherheit mehr hat als die Gewißheit, daß Gott mit ihm durch die Welt und das Leben geht. Trotzdem die Verhältnisse so verschieden sind, ist unser großes Weltthema überall, in allen Kirchen, für eine gemeinsame Behandlung reif geworden, wenigstens nach der grundsätzlichen Seite. Es soll aber nicht nur auf der Konferenz behandelt werden, sondern in den Kirchen selbst. Die Konferenz ist nur der Ausdruck des großen gemeinsamen Interesses. Die eigentliche Arbeit geschieht heute in zahllosen Studiengruppen, Pastoralkonferenzen, kirchlichen Vereinigungen in der ganzen Welt. Keine Kirche darf dahinten bleiben und uns ihre Mitarbeit verweigern. Denn nicht diese oder jene Kirche in diesem oder jenem Lande ist heute durch den Staat und seinen Totalitätsanspruch, durch den Geist der Welt, den Säkularismus, eingeschränkt, sondern die ganze Kirche Jesu Christi auf dem weiten Erdenrund. Es findet heute auf der ganzen Linie ein Generalangriff der Welt auf die Kirche statt. Jede Kirche lebt in einem Staate und muß sich daher klar sein über ihr Wesen und über die Grenzen zwischen Staat und Kirche, über ihre Beziehungen zu der Macht, der nun einmal doch wohl nach Gottes Willen die Herrschaft über die Welt und die Ordnung in ihr anvertraut sind.

Gerade weil wir dieses große Weltthema grundsätzlich und theologisch anfassen, werden auch hier die Kirchengrenzen wieder sichtbar. Auch bei diesem konkreten Thema setzt daher jenes weltweite Gespräch der Kirchen miteinander ein, das die ökumenische Bewegung ist. Auch bei diesen praktischen Fragen werden die alten theologischen Fragen nach dem Bekenntnis wach, nach der natürlichen Theologie, nach den Schöpfungsordnungen, nach unserem christlichen Verständnis des Menschen und der Gemeinschaft, nach einer ontologischen oder existentiellen Verhaltensweise des einzelnen Christen, nach dem christologischen Verständnis. Diese Auseinandersetzung wird entschiedener unter das Wort Gottes gestellt. In der Verschiedenheit seines Verständnisses und seiner Auslegung liegen unsere Spannungen, auch in der ökumenischen Welt. Wir müssen sie heute sehen, nicht verkleistern. Karl Barth warnte uns im Oekumenischen Seminar in Genf, in unseren ökumenischen Bemühungen irgendwie etwas anderes aufzugeben als die Untreue gegen den Christus, als unsere Menschlichkeit und Trägheit im Bekenntnis zu seiner Herrschaft. Unsere Auseinandersetzung beginnt

[1]) Wanderer-Verlag, Zürich.
[2]) Glaube, der Einsicht sucht. D H

daher nicht mit einer Wiedererörterung konfessioneller Formeln, sondern mit einem gemeinsamen Suchen nach einem tieferen und besseren Verständnis des Wortes Gottes, das da ist Jesus Christus, in dem allein wir unsere Gemeinschaft finden können. Bei allem Suchen nach Einheit, bei allem ökumenischen Willen zueinander können wir auf dem Kontinent nur von einer grundsätzlich reformatorischen Theologie ausgehen, die ja genug Hinweise auf die ökumenische Arbeit gibt.

Der heutige Stand der ökumenischen Bewegung wird drittens bestimmt durch das neue Gefühl einer kirchlichen Verantwortlichkeit. In unserer ökumenischen Bewegung leben Kirchen miteinander, nicht einzelne Christen, nicht private Theologen. Die Kirche als solche redet und bekennt. Es ist nicht ein Privatgespräch, sondern die Kirchen suchen miteinander, was sie verantworten können, was sie miteinander und auch gegeneinander bekennen müssen, wo sie ja oder nein zu sagen haben, was sie einzeln oder gemeinsam tun dürfen. Eine neu erwachte kirchliche Verantwortlichkeit durchdringt alle unsere Vorarbeiten, unsere Veröffentlichungen, auf die ständig durch unseren ökumenischen Pressedienst und die Forschungsabteilung hingewiesen wird. Diese kirchliche Verantwortlichkeit hat auch die verschiedenen ökumenischen Bewegungen selber einander nähergebracht, weil es sich eben nicht mehr um bloße Bewegungen an sich handelt, sondern in jeder Bewegung um die Verantwortlichkeit für die Kirche. So ist das Generalsekretariat des Bundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen und des Oekumenischen Rates bereits zusammengelegt worden. Daher verständigte sich auch der Oekumenische Rat mit der Bewegung für Glaube und Verfassung, die 1937 in Edinburgh tagen wird, über eine Arbeitsteilung. Die Bewegungen, die früher parallel nebeneinander hergingen, treffen sich heute in dieser kirchlichen Verantwortlichkeit.

Ein solches verantwortliches Reden miteinander setzt eine gewisse Kenntnis voraus. Aber die Kirchen kennen sich noch viel zuwenig. Der Großteil des gegenseitigen Streites ist Mißverständnis. Die ökumenische Kirchenkunde wurde daher eine dringendste Aufgabe. Man muß sich kennen, bevor man miteinander reden kann. Wer wollte sich nicht freuen darüber, daß die christlichen Kirchen wieder miteinander reden, nachdem sie sich Jahrhunderte lang verdammt und verflucht haben. So ist heute das Gespräch der abendländischen Theologie mit der orthodoxen Welt in Gang gekommen. Die orthodoxe Kirche hat gerade in Rußland erlebt, daß sich eine Kirche nicht nur in Theologie oder in ihren Sakramentalismus und Mystizismus einschließen kann, sondern eine Aufgabe an der Welt hat. So ist auch das Gespräch zwischen Protestantismus und Katholizismus wieder in Fluß gekommen. Der Gegensatz der beiden Kirchen meldet sich heute zum Teil an anderen Stellen als in früheren Jahrhunderten. Der Jesuit Przywara sieht z. B. den ganzen Unterschied darin, daß der Katholizismus die Allwirksamkeit der Gnade lehre, währenddem der Protestantismus die Alleinwirksamkeit der Gnade betone.

Auf der Weltkirchenkonferenz von Edinburg wird vor allem die Auseinandersetzung zwischen Protestantismus und Anglikanismus eine Hauptrolle spielen. Dieses Gespräch soll in tiefer und liebevoller Glaubenserkenntnis der andern Kirche geführt werden. Wir sollen wirklich die andere Kirche, die eine an uns gerichtete Frage ist, anhören und ihr stillhalten. Wir dürfen keinen kirchlichen Imperialismus mit Posaunenschall verkünden. Es muß mit höchster Demut und Geduld miteinander geredet werden. Man dürfte daher geradezu sagen: Die ökumenische Bewegung ist eine neue Demut der Kirchen, weil sie sich für ihren Glauben zur Verantwortung ziehen lassen, weil sie einander stillehalten, weil sie nicht alles schon besser wissen wollen, weil sie sich wieder wirkliche Probleme stellen lassen, weil sie die letzten Jahrhunderte oder das letzte Bekenntnis nicht zu einem Gott machen, sondern sich vom Geiste Gottes selber wieder neu führen lassen wollen.

Wenn wir von kirchlicher Verantwortlichkeit reden, so faßt der Protestantismus eine neue Aufgabe an. Denn der Protestantismus hat sich nicht im selben Maße als Kirche gestaltet wie der Katholizismus, die Orthodoxie, der Anglikanismus. Er sucht heute seine Kirche, er besinnt sich neu auf das Wesen der Kirche. Der einzelne Professor, die einzelne theologische oder kirchenpolitische Gruppe dürfen keine privaten Sonderzwecke vertreten, wenn sie von Kirche reden, sondern sie sind ihr verantwortlich. Mit solcher Verantwortlichkeit gehen wir an die Weltkirchenkonferenz. Wir wollen dort nur zusammen erörtern, was wir, jeder in seiner Kirche, aus seiner Verantwortlichkeit heraus bereits schon sagen und tun. In diesem Sinne bitten wir um Mitarbeit, Mitdenken, Gebet, Einsatz aller Christen.

Die Methode unserer Vorbereitung erlaubt allen Kirchen, den Behörden, den Fakultäten, den Kirchenräten, den Pfarrern, sogar den Gemeinden solche Mitarbeit. Denn der Staat ist überall, wie die Kirche überall ist. Wir hoffen sogar sehr auf die Mitarbeit von Laien. Das große Thema „Volk, Staat, Kirche" löst sich ja überall bis zur letzten Stufe hinab in besondere Unterthemata oder Einzelfragen auf. In der theologischen Vorarbeit unserer Studienkonferenzen z. B. haben wir das Generalthema in Sonderthemata aufgesplittert, wie Totalitätsanspruch des Staates und Souveränität Gottes, Begriff und Grenzen evangelischer Freiheit, Geschichtswelt und Reich Gottes, das christliche Verständnis des Menschen, Internationalismus und Oekumenismus. Die Aufsplitterung des großen Themas reicht aber tief auch in das öffentliche Leben hinein, als Frage der Erziehung, der Verantwortlichkeit von Staat und Kirche an besonderen Orten, der Gestaltung internationaler Beziehungen. Die Mitarbeit ist daher überall möglich.

Nur das Eine ist dabei die Voraussetzung: daß wir uns aufs neue wieder unter Gottes Wort stellen. In der Not der Zeit, in der apokalyptischen Stimmung der Gegenwart, werden uns tatsächlich wieder alte Wahrheiten der Bibel neu lebendig. In der Gegenwart verstehen wir heute wieder besser jene Geschichte vom Besessenen, jenen Kampf mit dämonischen Gewalten. Wir verstehen aufs neue die eschatologische Verkündigung, den biblischen Ausblick auf das Gericht über die Welt und das Kommen des Reiches Gottes. Wir verstehen die Bibel wieder besser, wenn sie die Christen als die kleine Herde schildert, die arm, bedrückt und verfolgt durch die Welt gehen muß. Die

lte biblische Wahrheit wird uns heute aufs neue ein-ehämmert, daß das Christentum nur möglich ist als ine Entscheidung. Die Zeit des Kirchenidylls ist vor-ei. Wir wissen wieder, was kämpfende Kirche ist. Wir wissen wieder, als Einzelne und als Kirchen, daß ie heutige Zeit selbst neue Entscheidungen von uns ordert, in voller Verantwortlichkeit für die Sache Gottes, aber auch in Verantwortlichkeit für die Welt, ie ihn noch nicht kennt.

Genf Adolf Keller

Evangelische Predigten heute

Gedanken eines Laien

Von Karl Barth wird gesagt, daß er empfohlen habe, in er Gegenwart „Theologie so zu treiben, als ob nichts ge-chehen sei".

Wer im letzten Jahre nach jahrelanger Abwesenheit von Deutschland viele Predigten hörte, dem begegnen Prediger, ie diese These Barths wörtlich befolgen, trotzdem sie ihn elbst für sich streng ablehnen, ja ihn für einen Unheilstifter alten. Man konnte beim Hören solcher Predigen meinen, n Jahre 1913 zu leben. Es war nicht das geringste von all en Dingen zu spüren, die jeden Christen durch Krieg und Nachkriegszeit immer wieder aufgewühlt und beunruhigt aben müssen, noch von allem Gericht und aller Gnade, unter enen die Kirche in all der Zeit lebte.

Wie ganz andere Dinge konnte man in anderen Kirchen ören. „Wir haben mit dem, was hinter uns liegt, nichts, aber uch absolut nichts gemein. Weder mit diesen liberalen Theo-gen, die das größte Unheil angerichtet haben, noch mit umanistischen Idealisten, die von Gott nichts zu sagen hatten, ber auch nicht mit den Pietisten, Positiven und Orthodoxen, ie nichts von dem wußten, was der Gemeinde frommt. Hin-weg mit diesen. Wir brechen mit allen Traditionen, wir ringen etwas absolut Neues." Mit viel Pathos und Be-eisterung wurde dann allerlei gesagt, was sehr interessant, ber so verwirrt und durcheinander war, daß man von der otalität des Neuen nichts merkte.

Es konnte einem auch passieren, daß man junge Pfarrer örte, die in der „archaistischen" Sprache des 16. Jahrhunderts prachen. Meist waren es Gedanken von Karl Barth, oft uch solche von Kohlbrügge, die dargeboten wurden. Das Ringen dieser Prediger mit den Gedanken, die ihnen manch-mal selbst nicht klar waren, zum wenigsten aber nicht ordent-ch durchgearbeitet erschienen, machte wegen des großen rnstes Eindruck. „Diese Predigten haben die Studierstube u frühe verlassen, der Pfarrer hat vergessen, die empfangenen Gedanken in die Sprache unserer Zeit zu übersetzen", sagte ir ein junger Mensch nach dem Hören einer solchen Predigt.

Die Zahl der Nachhalter fremder Predigten scheint auch och nicht ausgestorben zu sein. Benz, Frenssen, Rendtorffs eue Predigten, die kaum nachzuahmenden von Karl Barth us der „Theologischen Existenz heute"; Paul Althaus, die ntwürfe aus den „Pastoralblättern" feierten fröhliche Ur-tänd.

Bei anderen Predigten trat es klar zutage, daß die Frage ach der rechten Verkündigung die wichtigste Frage der Gegenwart ist. Es wurde so über den Bibeltext geredet, daß ieser zu seinem Recht kam und den Hörer in seiner gegen-ärtigen konkreten Lage traf. Die Prediger sprachen außer-rdentlich wirklichkeitsbezogen, oft in vorbildlicher Schlichtheit n die Zeit hinein. Selbst da, wo man sich bewußt oder unbewußt ller Bezugnahme auf aktuelle Fragen enthielt, es auch zum usdruck brachte, daß Gottes Wort all unseren Zeitfragen, hemen, Aktualitäten überlegen sei, also in der Form der omilie das Wort rein nachgesprochen wurde — im Wupper-al und seiner Umgebung konnte man solche Homilien in öchster Vollendung hören —, waren die Zeugnisse durchglüht on Zeitnähe im Lichte der Ewigkeit.

Ein Wort zum sprachlichen Ausdruck der Predigten sei och erlaubt. Der „archaistische" Stil früherer Jahrhunderte t sicher nicht am Platze. Wir haben auch alle mehr oder eniger unter der immer mehr verschwindenden süßlichen nd weichen Art der Verkündigung gelitten. Ob aber auf er anderen Seite im Raume der Kirche eine Sprache ge-führt werden muß, die, wie ein Prediger sagte, „meine SA-Leute und die Menschen, die der Kirche entwöhnt sind, ver-stehen müssen", sei dahingestellt. Es sollte jedem Prediger klar werden, daß die stramm feldmarschmäßige Ausrüstung der Sprache auf Niemanden Eindruck macht, und der theologische Bereich weder ein Gelände noch ein Kasernenhof ist. Der Kirchenmann bleibe frei vom Paukenlärm einer mißratenen Feldwebelsprache.

Unsere Kirche lebt im Kampf. Gegen allerlei Fronten. Einer Gefahr ist sie nicht entgangen, wenn auch gerne festgestellt werden soll, daß da auf beiden Seiten eine Besinnung ein-getreten ist. Man sollte sich gegenseitig nicht beschimpfen und verunglimpfen. Es sollte nicht zum „Kampf um jeden Preis" kommen. Die billigste Art des Kampfes ist das Schel-ten und Schimpfen. Dem Schimpfenden fehlt es an Selbst-beherrschung. Es gebricht ihm ganz besonders auch am tie-feren Glauben, daß jede Zeit, auch die unsrige, Gottes ist. Und schließlich läßt er die Liebe vermissen. Dem Lärm und Geföse nach ist der Schimpfende der Ueberlegene, in Wirk-lichkeit sollen sie nur völlige Unterlegenheit verdecken. Und soll er für seine Worte einstehen, so versagt er meistens; er weicht feige zurück. Doch Hand aufs Herz: wer von uns weiß sich von diesem Fehler ganz frei? Er gibt unseren Gesprächen über die Zeit weitgehend das Gepräge. Es gibt nun zwar eine kämpferische Art, die ihm gegenüber den Vorteil der Ueberlegung und Beherrschtheit hat. Allein dieser Vorteil ist ein zweifelhafter Vorteil. Wir meinen das Kämpfen aus Grundsatz. Es gibt Leute, es gibt Prediger, denen es nicht wohl ist, wenn sie nicht mit jemand die Klinge kreuzen kön-nen. Der Gegner bietet ihnen die willkommene Gelegenheit, ihre Schlagfertigkeit und ihren Scharfsinn zu üben. Aber wer sieht nicht, daß da die heiligsten Geheimnisse Gottes den Charakter eines bloßen Mittels zu einem höchst fragwür-digen Zweck, sagen wir es offen: zur Befriedigung natürlich-menschlicher Streitlust, bekommen? Es ist nicht anders zu erwarten, als daß die herrliche Welt des Glaubens auf diese Weise zu einem Zerrbild wird. Was dem Kampfe dient, wird überstark betont; anderes — und wie oft viel Wich-tigeres! — tritt ungebührlich in den Hintergrund!

Der wirkungsvollste Kampf ist die ruhige, sachliche, uner-schrockene Darlegung dessen, was die Kirche zu sagen und zu bezeugen hat.

Es wäre eine dankbare Aufgabe, neben mannigfachen Ein-drücken gehörter Predigt die in den letzten Jahren erschie-nenen gedruckten Predigten zu lesen und darüber zu berichten. Vor mir liegt ein Band „Predigtmeditationen" von Julius Sammetreuther (Chr. Kaiser, München, 277 S., 4.60 und 5.60 M.). Diese Meditationen fanden bei ihrem Erschei-nen in der „Pastoraltheologie" bei ausländischen Theologen starke Beachtung. Mit stets wachsender Spannung habe ich die Betrachtungen jetzt im Zusammenhang nochmals auf mich wir-ken lassen. Der Band enthält zwei Jahrgänge Entwürfe über die altkirchlichen Episteln und die Eisenacher neuen Evange-lientexte. Man erhält aus der reichen Fülle des Gebotenen ein Bild von dem großen Umbruch, der im Wollen und Können der bewußt biblischen reformatorischen Predigt in Deutschland vor sich gegangen ist. Hier ist der Versuch gemacht, die Er-gebnisse der neueren theologischen Forschung zu verwenden und für die Verkündigung den neuen Erkenntnissen Rechnung zu tragen. Man spürt aber auch die Not der Zeit, in welche die Kirche der Reformation hineingestellt worden ist, und die große Besinnung auf das, was Kirche und Verkündigung nach Gottes Willen sein sollen.

Sammetreuthers Arbeit ist dadurch ausgezeichnet, daß er zeigt, wie Ernst damit gemacht werden muß, um das Ver-ständnis der Worte des Abschnitts zu ringen, sich darauf zu besinnen, was wirklich dasteht, daß die Zusammenhänge be-achtet werden müssen, Gottes Tat an der Gemeinde in den Mittelpunkt gestellt und gezeigt wird: „das alles, was da-steht, geht dich an, ist wirklichkeitsbezogen". Nur nebenbei sei erwähnt, daß Sammetreuther all die Hilfsmittel, die wir in Kommentaren, homiletischen Werken, Biographien haben, kennt, und weiß, wie man sie dankbar benutzen kann.

Der große Vorteil der Meditationen scheint mir darin zu liegen: es kann sie niemand Samstags abends schnell zur Hand nehmen, durchlesen, einige Notizen machen und sie je nach Begabung und Gedächtnisstärke am Sonntagmorgen der Gemeinde vortragen. Jeder muß selbst arbeiten. Man braucht Zeit, sich mit dem Dargebotenen auseinanderzusetzen.

Erlangen Paul Hütt

Jesaja

Zu Michelangelos Bild

Du kennst den Jüngling mit den stolzen Zügen,
Der frühgefurchten, gramumwölkten Stirne,
Um seine Lippen bitt'res Ungenügen
Und jäher Sturm im ruhelosen Hirne,
Und hinter Lidern, müden, kummerschweren,
Die dunklen Augen, die den Tränen wehren.

Und leise kommt es aus gequältem Munde:
Ich sah den Herrn in Tempels nächt'ger Zelle
Auf hohem Thron in seiner Diener Runde,
Und schweigend kniet' ich nieder an der Schwelle.
Da hört' ich's wie ein Rauschen um mich klingen,
Geheime Stimmen: Heilig, heilig! singen.

Weh mir! Wie mag ich seinem Blick entrinnen,
Vor seiner Augen reiner Glut bestehn?
Unreinen Mundes und unreiner Lippen
Hab' ich den Herrn von Angesicht gesehn!
Da rührt mir einer wie mit glüh'nden Kohlen
Zitternde Lippen, und es klang verstohlen:

So sollst du diesem törigen Volke sagen:
Ihr werdet's hören, aber nicht begreifen,
Und sehen sollt ihr, aber hirngeschlagen
Den starren Sinn in trübem Traum versteifen,
Daß blind und taub euch das Geschick ereile
Und eures Wahnes Wunde keiner heile.

O Herr, wie lange — sprach ich — soll das währen?
Er sprach: Bis alles Land zur Wüste worden,
Bis Burg und Tempel sank in Blut und Zähren,
Bis diese Stadt zerstört von fremden Horden
Und öd' die Häuser, menschenleer die Gassen,
Und Feld und Fluren einsam und verlassen.

Der Jüngling hört es, und sein Herz zerbricht,
Die Lippen zucken in verhalt'nem Grimme;
Er möchte fliehn, er wendet das Gesicht,
Doch an die Stelle bannt des Gottes Stimme,
Und seine Augen, die in Gram erkalten,
Schauen des Gottes unabwendlich Walten.

Gustav Hölscher

Klassisches deutsches Drama als Passionsspiel

Ein Ecce homo steht auch über der griechischen Tragödie, sie hat zum Ziel die Harmonie der Ergebung: Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, ... demütig sein vor deinem Gott. Die Geburtsstunde des neueren Dramas ist die Passion Christi: es ist ursprünglich und ist wesentlich bis heute Passionsspiel. Vollendung durch Leiden (Hebr. 2 und 5) ist seine Seele; nicht Ergebung bloß, Erhebung will es wirken. In aller Anknüpfung an die Kunstgesetze der Alten hat es doch einen anderen Geist: nicht Entspannung durch das „Bild vor dem entzückten Blick", sondern Anspannung wird gesucht, Anspannung des durch die Schuld sittlich und durch das Leid sinnlich abgespannten Menschen auf dem Wege des Erhabenen. Das „große, gigantische Schicksal", welches den Menschen erhebt, wenn und dadurch, daß es den Menschen zermalmt, ist — trotz der antikisierenden Sprache auch in diesem Schiller-Wort — nicht antik, sondern stammt aus der von Christus uns vorgelebten und vorgestorbenen Weltüberwindung. Das Erhabene ist ein christlicher Begriff, ein Begriff erst des Menschen, der „denkend in seine Brust ge griffen" und hier das Widereinander von Geist uni Fleisch — „daß ihr nicht tut, was ihr wollt" — ent deckt hat. Er steht damit in der Nachfolge des „An fängers und Vollenders des Glaubens", gerichte immer von neuem und damit zugleich immer von neuen aufgerichtet von der „heiligen Sympathie" mit allen Menschlichen und Allzumenschlichen, die über Geth semane und Golgatha liegt. Denn Christus ist nun ein mal die Form all unseres letzten Anschauens und Den kens geworden, und diese seine „Transzendentalität" gehört zu seinem Leben und Regieren in Ewigkeit „Dunkle kleine Symbole zum Sonnenriß einer Theo dizee Gottes" nennt Herder die Dramen (zunächst Shakespeares), und das heißt doch wohl ganz wörtlich einer von Gott selbst vollbrachten Theodizee: Gottes rechtfertigung ist kein Menschenunternehmen, Got rechtfertigt sich — in „authentischer" Theodizee — sel ber vor dem Menschen, indem er den Menschen vo sich „rechtfertigt", das zerstoßene Rohr nicht zerbricht ob er es schon zerbricht, den glimmenden Docht nich auslöscht, ob er ihn schon auslöscht, daß der Mensch a dem, das er litt, den Gehorsam lerne und endlic spreche: Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark. Dies Gottesgerechtigkeit ist der tiefe Sinn der so oft ent stellten „poetischen Gerechtigkeit". Lessings letzter dra matischer Gedanke war ein „Barmherziger Samariter ein Trauerspiel nach der Erfindung unseres Herrn Jesu Christi". Damit wollte er gleich nach dem Nathan z dem Plane zurückkehren, der eigentlich dieser Dichtung selber zu Grunde gelegen hatte: gerade aus seiner Barmherzigkeit, in der schwersten Stunde seines Leben an dem Christenkinde geübt, sollte diesem rechten Israe liten, in ursächlichem Zusammenhang mit seiner un schuldigen Schwachheit, seiner Recha Vater, wenn irgend möglich, bleiben zu wollen, die Passion in allen Ernste erwachsen, die der Fanatismus eines „christ lichen" Hohenpriesters auch jetzt noch ihm zugedach hat, die nun aber gerade „dank dem Patriarchen" ver mieden wird. Das innige Gott sei Dank!, mit den gleich das erste Wort Nathans die fromme Floske der Daja aufnimmt und ihr den rechten Sinn zurück gibt, hätte sich dann zu einem erhabenen „Gott sei Dank für alles" tragisch verklärt. Leidvollendete Lebengewinner durch Lebenverlieren sind unsere tra gischen Helden. „Dieser hat gelernt, er wird uns leh ren." Von dem „pathei mathos"[1]) des Aeschylus — durch Leiden lehrt Dike, was ihr im Sinne lag —, i dem doch auch schon eine homerische Volksweisheit tragisch geadelt ist, daß nämlich nur die Toren erst

[1]) „Durch Leiden lernen wir." Vergleiche in der Edda die berühmten dunklen Strophen von Odin, wie er am Wind baum hing, vom Speere verwundet, dem Odin gegeben, e selber sich selber, Hunger und Durst vergessend über den Hunger und Durst nach Erkenntnis, bis er schreiend (oepande — vgl. den Schrei, mit dem Jesus stirbt) aufnahm von dem, was unter ihm war, Runen, und nun „Wort ihn vom Worte aus nach Wort suchte, Werk vom Werk aus nach Werk" — kaum ist das vorstellbar als unbeeinflußt vo der Passion Christi, ja, hier erscheint weniger Odin christiani siert als — sozusagen — Christus wodanisiert, rückübersetzt in nordische Weisheitsuche bis zur opfervollen Fahrt ins Toten reich, aber fernab von dem „durch Mitleid wissend"; ratio nalistisch ist auch der weitere Zusammenhang, die Weisheit daß besser gar nicht gebetet, geopfert sei als zu viel gebetet geopfert — immer nur do ut des, berechnende Selbstsucht, in Verkehr mit den Göttern.

durch Schaden klug würden, war doch noch ein weiter Weg bis hin etwa zu der wahrhaft erhabenen „Geisterstimme" der Schillerschen Thekla über das Geschick ihres Vaters, der eben noch den Leidensweg seines jungen Freundes, seine Schuld, seinen Schmerz und sein Verhängnis, in tragischem Wahn seiner geträumten Siegesbahn einkalkuliert hatte: Hier ist auch der Vater, frei von Sünden, den der blutige Mord nicht mehr erreicht, und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen, als er aufwärts zu den Sternen sah: wie ein jeder wägt, wird ihm gewogen, wer es glaubt, dem ist das Heilige nah — wage du, zu irren und zu träumen, hoher Sinn liegt oft in kindischem Spiel.

An dem, das er litt, zitternd und zagend, bis an den Tod betrübt, lernt auch der Prinz von Homburg einen Gehorsam, der das Gesetz erfüllt und — des Gesetzes Ende bedeutet; denn aus seinem geöffneten Grabe, in das er nun, ein schon verklärter Geist, mit Ruhe blickt, steigt auch seinem Kurfürsten die Vision eines besseren Gehorsams auf, der im Gesetz nicht bloß den „Buchstab seines Willens" sieht. Das Leben aus dem Gehorsam des Glaubens, das Leben Jesu, hat die Jungfrau von Orleans gelebt; nun wird sie auch der „Gemeinschaft seiner Leiden" gewürdigt und so in schweigendem Gehorsam gleich ihm vollendet. Die Welt kann das Heilige nicht missen und kann es doch auch auf die Dauer nicht tragen; die Jungfrau aber trägt die Schnödigkeit der Welt, weil sie gerade als das Kind der Natur durch das Natürliche der Dinge hindurch das Unsterbliche sieht und so auch in des Vaters Fluch ein Wort Gottes an sie schweigend ehrt.

Ist das Leiden hier hingenommen, aus gewissenhafter Treue im Beruf notwendig erwachsen, so ist eben diese tragische Notwendigkeit die offene Frage an der Tragödie des großen Sohnes der Natur, des Hölderlinschen „Empedokles", dem Schillers Tragödie sonst in vielem zufällig so merkwürdig ähnelt (Naturvertrautheit der Helden; Weichen der Kraft von ihnen durch ihre Schuld; neues Erwachen der Opposition des Herkommens; Verstoßung der Verbannten auch von der Schwelle der Armut). Freilich geht es hier auch nicht mehr bloß um ein eteleiothe — er ward (für sich) vollendet, sondern um ein tetelestai — es ist vollbracht, um das „Wort Für euch" und damit erst um das ganze Geheimnis des Kreuzes. Im letzten Bruchstück, der Wechselrede auf dem Aetna zwischen dem Helden und seinem greisen ägyptischen Lehrer, muß Empedokles geradezu das Recht seines Heilandstodes gegen die Alleinberechtigung des Todes Christi wahren — unnötigerweise, wenigstens vor der Bibel selber, bedenkt man, wie kühn Paulus (Kol. 1) davon spricht, daß er durch sein eigenes Leiden für die Gemeinde erstatte, was noch fehle an den Leiden des Christus. Sinn des Opfers des Empedokles ist, vor dem Todesfürchtigen zu zeugen vom Todeslosen, dem heiligen All, und zugleich, indem er so der Natur sich gibt, ehe sie ihn nimmt, Platz zu machen in den Herzen seiner Gemeinde für seinen Geist, für diesen Glauben an die „innige" Natur — denn „beizeiten muß hinweg, durch den der Geist geredet". Es ist das johanneische „Es ist euch gut, daß ich hingehe, denn wenn ich nicht gehe, so kommt der Geist nicht zu euch".

Lebendiger als in der letztlich doch lyrischen Dichtung Hölderlins, dessen Held „am Todeskelch sich glücklich trinkt", begegnet uns dieser Todesgedanke Jesu schon im Carlos Schillers, wie denn Goethe von der „Christustendenz" seines Freundes spricht. Der plötzliche Todesentschluß Posas, vorbereitet doch in seiner Seele durch die Erinnerung an jenes kindliche stellvertretende Leiden des Kronprinzen einst für ihn („Ich will bezahlen, wenn du König bist"), will in erhabener Stellvertretung den Abgang des Freundes nach Flandern decken, denn für die Sache der Menschheit hängt jetzt alles daran, ob Carlos dahin geht oder ein Alba, und „die große Meinung dieses Todes", als Testament in die treuen Hände der Königin gelegt, will zugleich den Freund für immer von der Macht selbstsüchtiger Leidenschaft erlösen: „Meine ganze Leitung war, ihm seine Liebe zu erklären." „Wo ein Testament ist, da muß der Tod geschehen des, der das Testament machte. Denn ein Testament wird fest durch den Tod; es hat noch nicht Kraft, wenn der noch lebt, der es gemacht hat." (Hebr. 9, 16, 17). Und Posas „Testament" macht Carlos wirklich innerlich frei, des Freundes Tod hat ihn vollendet, der tote Freund hat sich ganz und für immer seiner Seele bemächtigt, und er wird leben, ob er gleich stirbt.

Mysterium der Erlösung in wieder anderem Sinn ist Goethes gleichzeitige „Iphigenie". „Kann doch einen Bruder Niemand erlösen noch ihn Gott versöhnen, daß er fortlebe und die Grube nicht sehe." (Psalm 49, 5—10.)

So wußte es Jesus von dem Psalm her — es ist erlaubt, auch wenn wir in Jesu Todesentschluß den ewigen Ratschluß Gottes verehren, uns diesen in seiner Seele menschlich werdend, wachsend, reifend vorzustellen, denn auch hier muß gelten: Das Wort ward Fleisch — und nun muß er sehen, wie die Brüder die eigne Seele dem Vater fortgesetzt veruntreuen und in Lieblosigkeit und Begehrlichkeit an die Welt wegwerfen, obwohl diese doch mit all ihrer Herrlichkeit dem keinen Ersatz bieten kann, der im Tode seine Seele verliert, das Organ doch auch für diese Herrlichkeit. Da kommt seinem heiligen Mit-Leiden mit unseren Schwachheiten (Hebr. 5) die Hilfe aus dem Prophetenwort vom persönlichen „Schuldopfer" des Gottesknechtes, wenn das Gesetz (Lev. 5) nur tierische Schuldopfer für Veruntreuungen Gott gegenüber am Nächsten kannte, und „der heiligen Sympathie erliegt das Unsterbliche in ihm". So wird er sterbend die Brüder bei ihrer ewigen Seele fassen und nicht mehr loslassen, zu einer Erlösung wenigstens für Viele.

Erlösung kommt Orest nicht von des Freundes gutgemeinten Beschönigungsversuchen, die sich bis zur Andeutung einer bedenklichen Teleologie des Muttermordes versteigen: „Vielleicht reift in der Götter Rat das große Werk" (der Heimholung des Bildes) „schon lange...", und den Unseligen doch nur tiefer in Mißglauben und Verzweiflung stürzen. Erlösung und Neuschöpfung, neue Liebe, neues Leben, vermittelt ihm erst der Schwester tief verstehendes und doch um der Wahrheit willen verwerfendes Mit-Leiden, das, in Liebe wahrhaftig, den Greuel seiner Gerechtigkeit in Höllenqualen noch einmal mit ihm durchlebt.

Und nun Wagner. „Erlösung dem Erlöser", Erlösung seines heiligen Blutes aus dogmatischer Erstarrung durch jene „heilige Sympathie", in der seine Christen, mit Luther zu reden, einander zum Christus werden, das ist der Sinn des „Parsifal", versinnlicht zuletzt

in dem magischen Blutwunder. Auch Parsifal ist eine „Gestalt" Christi: worin er gelitten hat und versucht ist (zweiter Aufzug), kann er helfen denen, die versucht werden (Hebr. 2). „Erlösung dem Erlöser", das dunkle, weittragende Schlußwort dieser Dichtung, führt auf die Paralleltragödie Immermanns, seine Gralsmythe von Merlin, dem Sohne des Teufels und der reinen Jungfrau, der die „adligen Gemüter" werben und in ihnen dem Gral erst die echten Hüter gewinnen will, so Christus aus seiner „Schmach" heimführend auf der Bahn des Geistes. Diese „Erlösung des Erlösers" muß scheitern an dem unzerstörlichen Leichtsinn der Kinder dieser Welt, von dem angesteckt Merlin die durch ihn entwurzelte Tafelrunde des Königs Artus in öder Wüste gierigem Sand zum Raube läßt. So hat er auf das Fundament Christi nicht edle Steine, sondern Holz und Stoppeln gebaut (1. Kor. 3), er kommt um sein Werk, er selber aber „wird selig, so doch wie durchs Feuer". Denn „Merlin der Dulder", obwohl nach seiner Ueberzeugung gelöscht im Buche der Gnaden und gesetzt aus der Kinder Erbe, vergeht lieber mit einem „Geheiligt werde dein Name" auf den Lippen unter Satans zorniger Berührung, als daß er nunmehr seinen Frieden machte mit dem furchtbar schönen Gotte dieser Welt.

Ein Kapitel für sich ist Hebbels unermüdliches Ringen um die Passion, mit der Passion. 1841 schuf er seinen titanischen Kruzifixus „Unüberwindlicher Schmerz", in sieben dreitaktigen Vierzeilern wirklich „ein Bild des unendlichen All", des Menschen im All, wie er mit Gott wider „Gott" zu kämpfen hat, himmelstürmend aus der Tiefe, de profundis, menschlicher Existenz, aus dem Qualzustand der Hingeworfenheit an höchste und tiefste Gewalten, wie Luther und Paulus trotzend und pochend aus einer letzten tiefen Demut heraus. Alles „existentielle" Fühlen und Denken ist „eschatologisch", es kommt uns von Jesus Christus her, der uns die Einmaligkeit und Einfürallemaligkeit dieses unseres Daseins unwiderstehlich vorgefühlt hat, und es hat eine geheime Verwandtschaft zu der Einmaligkeit und Einfürallemaligkeit seiner Passion (vgl. Hebr. 10 am Ende). Die Zeit jenes Gedichtes Hebbels ist auch die Zeit, da „aus den Tiefen seiner Seele Genoveva hervorsteigt". Wie immer sieht er die Dinge „wie in einer Weltgerichtsflamme". Genoveva kreuzigt ihre Seele (III, 6) mit dem unfaßbaren Passionsgedanken, aber die Passion des Herrn ist nicht einmalig in dem Sinne eines historischen Faktums, demgegenüber der Glaube nur die zustimmende Kenntnisnahme wäre, sondern die Seele faßt sie in dem Maße, wie sie selber „seinem Tode ähnlich wird" (Phil. 3). Christus will immer von neuem individuell „Gestalt gewinnen" (Gal. 4), und Genoveva ahnt nicht, daß sie jetzt, wo wieder einmal eine Weltzeit im Vergehen ist, selber zu einer höchsten „Gemeinschaft seiner Leiden" ausersehen ist, daß sie berufen ist, ihrer Zeit das Sterben Christi vorzuleben, wie immer zu einem Gericht über die Sünde und damit zugleich, wo diesem Gericht in Demut standgehalten wird, zur Vergebung der Sünden. Golo gleicht den Kranken im Evangelium, in denen das Heilige zunächst einmal alle Teufel losmacht: in schrecklicher Wahrhaftigkeit, wie um sich selber nichts über sich vorzumachen, muß er mit all seinen Finsternissen an das Licht des Heiligen kommen; aber das Ende ist eine gereinigte, versöhnte Welt, über der, höher als alle Vernunft, der Friede der fünften Bitte liegt. Der „Genoveva" reiht sich hier an die „Agnes Bernauer", die Doppelpassion Herzog Ernsts und der Agnes, des reinsten Opfers der Notwendigkeit. „Tut mir, wie ihr müßt und dürft; ich will's leiden" — „ein Lämmlein geht und trägt die Schuld der Welt und ihrer Kinder ... es nimmet an Schmach, Hohn und Spott, Angst, Wunden, Striemen, Kreuz und Tod und spricht: Ich will's gern leiden." Das Ende ist auch hier eine erneuerte Welt, das Insichgehen eines verlorenen Sohnes, seine Bekehrung zu seinem Vater, der auch des Sohnes Vergebung wahrlich braucht — ein Ende, das freilich nicht mit der Uhr in der Hand und der Psychologie im Kopf nachgerechnet werden will. Und noch einmal wird Hebbels Drama zu erhabenem Passionsspiel, in „Kriemhilds Rache". Was einst des Kaplans Predigt vom Kreuz über Kriemhilds Seele nicht vermocht hat, so daß nun der „gute Rüdiger", ihr zum Gericht, mit dem Gefühle eines, der sich selber von Christus verbannt hat, für ihre Rache in den Tod gehen muß, das wirkt am Ende in Etzels Seele die demütig verhaltene Kraft, mit der Dietrich von Bern nun schon sieben Jahre an seinem Hofe die Schmach Christi trägt. Hier, wie immer, ist Hebbel in allem Wesentlichen nur der treue dramatische Ausleger des alten Liedes; ja, er hat sogar auf dessen großen Zug verzichtet, daß Dietrich auch den durch die Nibelungen verschuldeten, ihn tief erschütternden Untergang seiner Amelungen auf eine Art „sühnen" will, die ihn nur seinem Versöhnungswerke dienstbar macht. Aber groß, im einzelnen freilich auch manchmal wunderlich groß, bleibt es, wie Hebbels Dietrich in der Kraft des Leidens Christi um die Seele des Starken, den Gott schon berührt hat, um Etzels Seele, wirbt, bis wirklich das große Rad der Welt nicht bloß umgehängt, sondern ausgetauscht wird.

Auch auf solchen Reichtum deutscher Dichtung dürfen wir — und gerade auch heute! — das Wort des Paulus an seine Galater anwenden: O ihr unverständigen Galater, wer hat euch bezaubert, daß ihr der Wahrheit nicht gehorcht, welchen Christus vor die Augen gemalt ward, als wäre er unter euch gekreuzigt!

Berlin Karl Loewer

Gegen kühne Dogmatiker

Die Meisten denken auch heute ganz unwürdig über Gott und behaupten in kühner, um nicht zu sagen frecher Rede, Gott sei so oder so. Keiner von ihnen räumt Gott so viel Ehre ein, daß er zugäbe, Gottes Majestät sei hoch erhaben über sein Urteil und über all seinen Verstand. Sondern sie erheben ihre eigene Meinung so bis in den Himmel hinauf, daß es ihnen nicht mehr Schwierigkeit und Scheu bereitet über Gott zu urteilen, als einem armen Schuster über sein Leder. Sie versichern, daß es sich mit Gott, mit seiner Gerechtigkeit, mit seiner Barmherzigkeit so verhalte, wie sie selbst es sich vorstellen.

(Luther: Römerbrief; Ausg. von Ellwein, S. 45; siehe Sp. 39.)

Die Großen dieser Welt und Gott

Wäre Gott so, wie die Großen hier auf Erden zuweilen sind, so würde es allerdings nicht angebracht sein, alle ihn betreffenden Wahrheiten auszusprechen.

Leibniz, Theodizee II § 8.

Wilhelm Grimms Frömmigkeit nach seinen Briefen

An Wilhelm Grimm, der am 24. Februar 1786 in Hanau geboren wurde, gedenken wir in diesen Tagen. Die Welt der Wissenschaft erinnert sich seiner Verdienste um die altdeutsche Volksüberlieferung, die er aus vielhundertjährigem Dornröschenschlafe zu neuem Leben wiedererweckt, und die Kinder erfreuen sich der „Kinder- und Hausmärchen", die ihnen das Christkind auf den Weihnachtstisch gelegt.

In seinen Werken erschließt Wilhelm Grimm uns die Welt deutscher Vergangenheit, in seinen Briefen den Schrein seines Herzens. Diese Zeugnisse seines Innenlebens geben uns Kunde davon, wie er Welt und Menschen erlebte und warum er alles gerade so und nicht anders bewertete.

Wir sämtlich können nicht sagen, daß wir Glück haben,

schrieb er im Mai 1821 an Achim von Arnim. Aber schon im nächsten Satze berichtigte er sein Urteil:

Wenn ich zurückdenke, so hat mir Gott viel Gutes beschert und manches ganz Unerwartete und selbst Ungehoffte gewährt.

Wir lesen in Wilhelm Grimms Briefen, wie Not und Sorge, Krankheit und Tod in seinem Hause Einkehr gehalten, wie der Rechtsbruch eines treulosen Königs ihn mit anderen Eidestreuen des Lehramtes entsetzte, wie aber sein unerschütterliches Gottvertrauen immer und immer wieder die Lücken und Risse zumauerte, die das feste Gefüge seines Glaubens lockern wollten.

Darum fiel es ihm doppelt schwer aufs Herz, daß sein jüngerer Bruder Ferdinand, der ohne Trieb zu ernster Arbeit die Zeit seiner Jugend im Nichtstun verbrachte, alles verneinen und im Leben versagen mußte, weil er nicht glauben konnte. In den Briefen an seinen älteren Bruder Jakob, mit dem er immer in unzertrennlicher Haus- und Herzensgemeinschaft lebte, begründete Wilhelm den Zustand Ferdinands mit jener Leere des Gemüts,

die von keinem Gott weiß und die kein Himmel tröstet. Es ist kein rechtes göttliches Vertrauen in ihm. Sein Leben ruht auf nichts; was soll es einmal festhalten? Seitdem Du weg bist, fragt er nicht nach Dir, nicht nach dem (Bruder) Louis und (Bruder) Karl. Die Liebe der Tante hat ihn niemals gerührt, und es ist mir manchmal, als wär' sein Herz steinhart geworden.

Nach Wilhelms Glaubens- und Lebenserfahrung konnte alle Wertempfänglichkeit und alle Wertgestaltung, d. h. alle Kultur, nur in einem religiösen Glauben ihre letzte Quelle haben. Diese zu suchen, war ihm Aufgabe seiner Wissenschaft.

Wie in dem Märchen Hänsel und Gretel die beiden Kinder an den weißen Kieselsteinchen, die der Bruder auf dem Wege verstreut hatte, sich aus dem tiefen, finstern Wald zum Elternhaus zurückfanden, so versuchte Wilhelm Grimm, von den jüngeren Volksüberlieferungen über ältere und noch ältere zu den allerältesten vorsichtig vordringend, endlich die Urheimat deutschen Volkstums zu erreichen, in der Religion und Dichtung, Kunst und Wissenschaft noch Einheit waren, da der Mensch sie noch nicht getrennt hatte. Zu dieser Arbeit bedurfte er der inneren Sammlung, mit der ein frommer Mensch in ein Heiligtum eintritt.

Wenn er sich morgens an seinen Schreibtisch setzte, nahm er zunächst sein Neues Testament zur Hand.

Ich lese am liebsten erst etwas in dem griechischen Neuen Testament.

schrieb er 1825 an Jenny von Droste-Hülshoff.

Aber noch weit mehr suchte und fand er im Evangelium: Herzenstrost und inneren Halt; denn das Leben war ihm eine harte Schule, und durch viel Not und Sorge, Trübsal und Anfechtung hatte er sich durchkämpfen müssen. Es ist ergreifend, sich in die Aufzeichnungen zu versenken, die der sechsundzwanzigjährige Wilhelm für seinen Bruder Jakob niedergeschrieben, als er in schlaflosen Nächten dem Tode ins Auge schaute:

Könnt' ich doch einmal das Gefühl einer vollen, lebendigen Gesundheit haben! Ich weiß es schon lange, daß ich nicht kann geheilt werden, aber der liebe Gott ist gnädig und hält's verborgen, wann das Ende kommen wird, und so hat er Angst und Furcht von mir genommen. Lieber Gott, nimm mich gnädig auf in deinen Himmel, betrachte nicht, was ich getan habe, sondern nur meinen Willen und mein Herz! Du hast immer gesehen, daß es voll Liebe gewesen ist.

Im Kriegswinter 1813, als Vater und Mutter längst unter dem grünen Rasen schliefen, die drei jüngeren Brüder als Kriegsfreiwillige zu den Fahnen eilten und der ältere Bruder Jakob als Legationssekretär des kurhessischen Gesandten den Krieg im Hauptquartier der Verbündeten mitmachte, schüttete Wilhelm in einem Briefe an Arnim dem Freunde sein übervolles Herz aus:

Wie's mit mir und meiner Anstellung gehen wird, weiß ich nicht. Ich bin noch immer im Abwarten und zweifelhafter als früher. Ich habe schon an verschiedene Wege gedacht, das nötige Brot für mich und die (Schwester) Lotte zu erwerben; allein es ist nicht so leicht. Also hoffe ich auf Gott!

Deutsch-protestantischer Glaube ist Vertrauen, das auf Gott „gänzlich sich verläßt". Nicht nur in seinem eigenen Leben, auch im Schicksal seines deutschen Volkes sah Wilhelms Frömmigkeit das Walten des heiligen göttlichen Willens.

Alles Unglück schlägt uns in der wunderbaren Zeit, wo Gott sichtbar wirkt, zum Glück aus

schrieb er an Professor Benecke in Göttingen, als nach der Völkerschlacht bei Leipzig das Kriegsglück dem besiegten Napoleon wieder günstig zu werden schien. Auch die Verhandlungen der „Federfuchser" in Wien, die mit der Feder wieder verderben wollten, was das Schwert gutgemacht, erschütterten diesen Glauben nicht.

Für unsere deutschen Angelegenheiten hoffe ich noch immer Gutes. Was lebendig da ist, kann nicht getötet werden, also auch nicht der allgemeine Wunsch und die im Volk sich offenbarende Stimme Gottes. (1. Januar 1815.)

Für Wilhelms Glaubenserfahrung war alles Weltgeschehen und jedes Lebensschicksal ein einziges großes Sinngefüge, dessen vielfach verschlungene Fäden zu entwirren dem menschlichen Verstande unmöglich ist. Nach zwei Jahrzehnten der ernsten Stunde gedenkend, in der er im Sommer 1809 den Freiheitskämpfer Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels mit seinen „Schwarzen" hatte in Halle zum Tore hinausreiten sehen, schrieb er:

Damals schien er bei seinem Abzuge uns allen verloren. Allein mitten in solchem Zustande völliger Hoffnungslosigkeit, der, gewöhnlicher Ansicht nach, keinen Zweig mehr darbietet, nach dem der Herabstürzende greifen kann, ersteht in dem menschlichen Herzen das Vertrauen auf Gottes Beistand. Das Aeußerste, das eingetreten ist, scheint zugleich der Anfang einer besseren Zeit, und man fühlt sich von der Sorge befreit, nachzusinnen, auf welchem Wege die Hilfe kommen werde.

Da protestantische Frömmigkeit ein Werden und Wachsen im Glauben ist, konnte Wilhelm auch kein Wohlgefallen an der Selbstherrlichkeit der Modephilosophie seiner Zeit finden, die glaubte, alle Rätsel des Daseins gelöst zu haben. So angenehm ihm der Philosoph Schelling im persönlichen Verkehr war, so unerfreulich blieb ihm „sein Handwerk", das Welt und Leben in den Schraubstock leerer Denkformen einspannte.

Protestantischer Glaube ist nicht eine Lehrmeinung, die der Verstand erklügelt, sondern Tapferkeit, die im Leben sich bewährt. In den Briefen, die Wilhelm nach seiner Amtsentsetzung an den Gerichtsrat Blume geschrieben, lesen wir:

Gestern ist es ein Jahr, daß ich hier (in Kassel) angekommen bin. Ich hatte damals noch manche Hoffnung. Eine nach der andern ist ausgelöscht worden. Dafür wächst mein Vertrauen auf Gottes Beistand und Hilfe. Wahrheit und Recht können doch nicht untergehen. — Je mehr sich die Widerwärtigkeiten häufen, desto mehr Ursache haben wir, uns zu stählen und an unserer Ueberzeugung wie an dem Vertrauen zu Gott festzuhalten.

Wilhelms Frömmigkeit bewertet die Tage, die uns nicht gefallen, als eine Glaubensprüfung, und jede glückliche Stunde als eine gute Gabe aus Gottes Hand.

Vorigen Februar ein Jahr, da war ich sehr krank. So kommt mir meine Genesung fast wie ein Wunder vor. Desto dankbarer empfange ich jeden heiteren, ungetrübten Tag als ein neues Geschenk Gottes. (Sommer 1824 an Jenny von Droste-Hülshoff.)

Leider sind die Zeilen nicht auf uns gekommen, in denen Wilhelm dem Theologieprofessor Lücke sein Beileid bekundete, als diesem der Tod zum zweiten Male eine erwachsene Tochter genommen. Aber aus dem Dank für den „christlichen Trostbrief" können wir entnehmen, daß Wilhelm den Freund auf die Christenhoffnung hingewiesen, die ihn selbst und seine Frau einst getröstet, als sie ihr Söhnchen Jakob neben der „liebsten Mutter" zur letzten Ruhe betten mußten:

Uns tröstet der Gedanke, daß das liebe Kind uns nicht verloren ist, sondern uns erwartet, wenn wir zu ihm kommen. (Dezember 1826 an Jenny von Droste-Hülshoff.)

Protestantische Frömmigkeit ist Glaube, der in Not und Tod aufschaut zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt. In Albrecht Dürers Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel" wird er zum Bild, in Luthers Siegeschoral zum Gesang. Dieser unerschütterliche Gottesglaube kennt keine Menschenfurcht.

Die einfache religiöse Ueberzeugung, der ich gefolgt bin, beiseite zu schieben, war mir nicht möglich... Ein ruhiges Gewissen ist am Ende immer die höchste Pflicht.

Mit diesen Worten begründete Wilhelm in einem Briefe an den Bürgermeister Heinrich Smidt in Bremen den Einspruch der sieben Göttinger Professoren Albrecht, Dahlmann, Ewald, Gervinus, Weber, Jakob und Wilhelm Grimm gegen den Rechtsbruch des Königs von Hannover, der die von seinem Bruder seinem Lande gegebene Verfassung aufhob. „Von Grund aus eine Protestation des Gewissens" hatte der Staatsrechtslehrer Dahlmann die unerschrockene Tat der Sieben genannt. Jakob Grimm bekundete die gleiche Ueberzeugung durch die Worte:

Meine Seele widersteht Anmutungen, welche die Reinheit meines Bewußtseins beflecken wollen. Mein Bruder hat noch die Pflicht, eine solche Gesinnung seinen Kindern zu überliefern.

Als die Reihen der Professoren, bei denen man dieselbe Eidestreue voraussetzen durfte, sich immer mehr lichteten, schrieb Wilhelm an den Theologen Julius Müller:

Es ist unglaublich, wie sich die Charaktere in wenigen Tagen bloß gegeben haben. Es ist wie im Herbst, wenn bei einem Nachtfrost auf einmal alle Blätter fallen und am Morgen die Aeste kahl dastehen... (Professor) Ribbentrop äußert die schönsten Gesinnungen, setzt aber als natürlich voraus, daß er nicht verbunden sei, danach zu handeln... Bei unserm Schritte lag bloß die religiöse Ueberzeugung zugrunde, daß wir so handeln müßten, wenn wir unser Gewissen rein erhalten wollten.

Mit voller Entschiedenheit schnitt Wilhelm das Tafeltuch zwischen den Göttinger Sieben und allen denen entzwei, welche die Gewissenstat der Eidestreuen für ihre selbstsüchtigen Parteizwecke ausbeuten wollten.

Mit dem politischen Parteiwesen hat die Sache nichts zu schaffen, und wir müssen die albernen Lobeserhebungen der Liberalen ebenso ertragen als die hoffärtigen Verhöhnungen der andern Sekte. (Dezember 1837 an Julius Müller.)

Aus diesem Grunde verband er mit dem Danke an die Freunde, die Geldsammlungen für die Sieben in die Wege geleitet, die unzweideutige Erklärung, nur die Gelder annehmen zu können, die von „wohlmeinenden Menschen, welche bloß Hilfe gewähren wollen, im stillen" gesammelt worden waren.

Protestantischer Glaube ist Reinheit der Gesinnung. Als Karl Lachmann in einem Briefe an die Brüder darüber klagt, daß Bettina von Arnim „toller, verkehrter, eitler als jemals ist", tritt Wilhelm ritterlich für die Freundin seines Hauses ein:

Ihr Herz ist noch besser, als sie sich anstellt.

Während die Wunden noch bluteten, die Göttingen ihm geschlagen, schrieb er an Pauline Pfeiffer:

Ich vergesse das Böse, das ich dort erfahren habe, und halte mich an das Gute und an die trefflichen Menschen und treuen Freunde, mit denen ich dort zusammen gelebt habe.

Und wie einst Hartmann von der Aue in dem Liede vom Armen Heinrich sang:

Do erzeigte der heilige Krist,
Wie liep ime triuwe ist.

— die Brüder Grimm veranstalteten 1814 einen Neudruck zum Besten der hessischen Kriegsfreiwilligen —, so lesen wir auf dem Werbeblatt:

In der glücklichen Zeit, wo jeder dem Vaterlande Opfer bringt, wollen wir das altdeutsche schlichte, tiefsinnige und herzliche Buch vom armen Heinrich, worin dargestellt ist, wie kindliche Treue und Liebe Blut und Leben ihrem Herrn hingibt und dafür herrlich von Gott belohnt wird, neu herausgeben.

194 Taler Reinertrag konnten die Brüder als ihr Kriegsnotopfer dem Frauenverein in Kassel überweisen.

Solch opferfreudige Treue ist der Treue des himmlischen Lehnsherrn allzeit gewiß. In der Einsamkeit einer Krankheitsnacht, in der Wilhelm glaubte, daß das Ende seiner Tage gekommen sei, schrieb er an den Bruder Jakob:

Aber da war der Herr Christus, der immer mitten unter uns ist, und der gute Engel, der uns nicht verläßt und neben uns geht.

Da war der Herr Christus... In diesen schlichten Worten Wilhelm Grimms liegt die ganze Fülle des Reichtums deutsch-protestantischen Glaubens.

Dresden Kurt Werner

Theologie der Krisis, Religionen, Christentum

1

Wer künftig die Geschichte der protestantischen Theologie der Nachkriegszeit schreibt, wird sicher als die charakteristischste Bewegung in ihr die Theologie der Krisis oder dialektische Theologie schildern müssen. Sie hat von der Schweiz und Deutschland her sich überall verbreitet (vgl. Kellers Buch: Der Weg der dialektischen Theologie durch die kirchliche Welt, 1931; von Frick besprochen CW 1932, 652 ff.). Und ihre Führer sind als Männer in besten Jahren noch erfolgreich am Werk. Inwieweit zu ihren Erfolgen das beigetragen haben mag, daß ein Theologe und Religionsphilosoph wie Troeltsch, der mit seiner ganzen Kraft sich dieser Theologie entgegengestemmt haben würde, früh starb, bleibe außer Betracht. Verbreiten Gedanken sich oder tun sie es nicht, dann hängt das nie bloß an der Tüchtigkeit ihrer Vorkämpfer oder ihrer Gegner, sondern zunächst daran, ob diese Gedanken innere Kraft haben, zum mindesten Anziehungskraft auf die Massen.

In Deutschland ist in den letzten Jahren allerdings eine Gegenströmung kräftig gewesen, die Theologie der Deutschen Christen, getragen von der nationalsozialistischen Bewegung. Und wie der Theologie der Krisis Viele übereilt zugefallen waren, ohne sich die Folgerungen aus ihr recht klarzumachen (es gibt leider auch auf diesem Gebiet Moden, und Karl Barth hat es bitter beklagt, daß seine Theologie Mode geworden ist), so war auch der Gegenschlag überstürzt. Um so nötiger ist ruhige Prüfung von Recht und Unrecht beider.

Ein Stück Auseinandersetzung mit der dialektischen Theologie war der Aufsatz von Schulz (CW 1): Gegen falsche Sicherheit. Ueber Siegfrieds Werk gegen die dialektische Theologie wurde in CW 3 von Schultz berichtet. Eine grundsätzliche Würdigung durch Tillich wird bald in der CW erscheinen. Darauf hinleiten will ich heute, indem ich einige wichtige, auch dem Laien erkennbare Konsequenzen dieser Theologie zu zeigen suche.

Gewarnt werden muß allerdings davor, daß man, weil Barth und die Deutschen Christen einander schroff zu bekämpfen pflegen, die Denkweise beider nur als gegensätzlich ansehe. Otto Baumgarten vertrat den paradoxen Satz, Nationalsozialismus und dialektische Theologie seien verwandte geistige Haltungen. Sofern die dialektische Theologie mehr und mehr dazu übergegangen ist, die Autorität der Kirche zu betonen, kann man das in der Tat sagen. Der Wille zur Macht, der zum Wesen des Nationalsozialismus gehört, und das Verlangen, Autorität aufzurichten, hängen zusammen. Beide richten sich gegen den Individualismus; nur wollen wir nicht vergessen: neben schlechtem, selbstsüchtigem Individualismus gibt es den Individualismus selbständigen Gewissens, der zum Wesen protestantischen Christentums gehört. Und welche engen Beziehungen zwischen dem nationalen Wollen der Kriegs- und Nachkriegsjugend und innerstem Streben der dialektischen Theologie bestehen, hat namentlich Schlemmer in seiner lehrreichen Schrift gezeigt: Von Karl Barth zu den Deutschen Christen (Gotha, Klotz, 1934).

Innerstem Streben — gerade bei dieser Theologie wird man, um gerecht zu urteilen, die eigentlichen Motive und die schließlichen dogmatischen Formeln unterscheiden müssen. Ueber den Rationalismus der Zeit vor hundert Jahren konnte gesagt werden, er sei eine schlechte Theologie, aber keine üble Religion. Viele seiner Vertreter waren von vorbildlichem religiös-sittlichem Ernst, und die Kritik, die sie an der Kirchenlehre und der Bibel übten, hatte keineswegs nur rationale Motive, sondern sie ruhte auch auf dem Widerspruch, den sie als Christen gegen die so oft mit dem Dogma verbundene Intoleranz, gegen unchristlichen Fanatismus empfanden, und auf ihrer Abneigung gegen ein in der Lehre strenges, aber im Leben unwirksames Christentum. Die Theologie der Krisis aber wird man dann am besten würdigen, wenn man sie zunächst als religiöse Bewegung zu verstehen sucht, als ernste Besinnung auf die tiefe Ehrfurcht vor dem erhabenen heiligen Gott, die das Wesen echter Frömmigkeit ausmacht, als rücksichtslose Abkehr von jeder Denkweise, bei der das Christentum einen engen Bund mit Kultur und weltlichem Wesen schloß und Gott und seine Offenbarung herab- und hineingezogen werden in den Ablauf irdischen Geschehens. Solche Besinnung tat den Christen not, die vor dem Weltkrieg oft allzu freudig in Fortschritten der Kultur das Kommen des Reiches Gottes fanden. Und die Wucht, mit der führende Theologen der Krisis von Gottes Erhabenheit über all unser menschliches Wesen und Treiben gepredigt und die Fragwürdigkeit all unserer vermeintlichen moralischen Fortschritte beleuchtet haben, dem Bau unserer Zivilisation die Krisis, das Gericht (denn das ist der eigentliche Sinn des griechischen Wortes krisis) verkündet haben, soll ihnen unvergessen bleiben. Sie haben davon mit prophetischer Kraft zu reden vermocht; das soll anerkennen, auch wer an ihrer Theologie viele Kritik üben muß.

2

Diese Theologie sucht Gottes Offenbarung als etwas von allen sonstigen Inhalten dieser Welt schlechthin Verschiedenes darzutun. So die Entstehung des Christentums oder sein bleibendes Wesen theoretisch völlig aus dieser Welt zu lösen, erweist sich aber als unmöglich, wie es für katholische Christen alter und neuer Zeit unmöglich war, sich als Einzelne oder die Kirche praktisch ganz von der Welt zu lösen, vor Beeinflussung durch die Welt zu sichern. Wenn und weil nun diese Theologie der Krisis Gott einseitig als den über die Welt Erhabenen faßt, nicht zugleich die Welt als (trotz allem) Gottes Welt ansieht und die Offenbarung Gottes als einen Teil des Geschehens in der Welt, der den Gesetzen dieses Geschehens unterworfen ist, ergeben sich Folgerungen, die der Wirklichkeit widersprechen, an den Tatsachen scheitern. Erstens in bezug auf Gott selbst. Wäre er wirklich, wie hier behauptet wird, der ganz Andre, dann könnten wir überhaupt nichts über ihn sagen als eben dies, und keine Gemeinschaft mit ihm gewinnen. Das Christentum jedoch und jede Religion will Gemeinschaft mit ihm sein (was natürlich auch die Theologen der Krisis wissen; sie ziehen aber nicht ernst genug die Folgerungen daraus).

Zweitens: die Theologie der Krisis läßt Gottes Offenbarung in Jesus Christus teilhaben an Gottes völliger Verschiedenheit von allem, was zu dieser Welt

gehört, und in weitem Umfang auch den dieser Offenbarung geltenden Glauben. Daher die Lehre, das Christentum sei keine Religion, sei seinem Wesen nach etwas ganz anderes als alle Religionen, von denen ja deutlich ist, wie sehr sie mit der Welt, mit der Kultur verflochten waren oder sind. Diese Religionen seien Menschenwerk; das Christentum dagegen ruhe auf Offenbarung. Unsre Laien werden freilich verwirrt, wenn sie hören, das Christentum sei keine Religion. Der Unterricht im Christentum darf dann nicht mehr Religionsunterricht heißen; auch der Titel von Calvins Hauptwerk wäre nachträglich zu ändern, das bekanntlich Unterricht in der christlichen Religion (institutio religionis christianae) heißt. Immerhin, wäre wirklich ein ganz neuer Sachverhalt entdeckt, so müßte man den Sprachgebrauch ändern. Aber ist solch schroffe Scheidung von Christentum und (andern) Religionen richtig? Zwar gilt: ist Religion, ist das Christentum Erkenntnis des Höchsten, Gemeinschaft mit dem Höchsten, dann soll und will es auch höchste, reinste Erkenntnis dieses Ewigen sein. So erhebt, wer mit dem Glauben an einen ewigen, heiligen Gott Ernst macht und diesen seinen Glauben mit anderen Religionen vergleicht, für seine Religion den Anspruch, sie sei die höchste, wahrste; stünde ihm eine andre höher, so würde er zu dieser übergehen. Aber dieser Vorrangs- oder Ueberlegenheitsanspruch ist kein Anspruch auf Absolutheit, wenn man das Wort Absolutheit in seinem ursprünglichen Sinne faßt: absolut heißt losgelöst, mit anderem schlechthin unvergleichbar. Offenbarung auch außerhalb des Christentums, natürliche Gotteserkenntnis auch im Heidentum hat schon Paulus im Römerbrief anerkannt, und wenn die israelitisch-jüdische Religion von den Christen immer als auf göttlicher Offenbarung ruhend anerkannt wurde, so haben schon griechische christliche Theologen alter Zeit es als unbillig empfunden, nicht auch die edelsten vorchristlichen griechischen Denker als Träger göttlicher Offenbarung anzusehen. Stehen uns die besten Gedanken Platons nicht ungleich näher als der Rachegeist des Buches Esther oder das dritte Buch Mosis mit seinen vielen kleinen Zeremonialvorschriften? Und wenn christliche Kirchenleute späterer Zeit meinten, im Christentum alles weiß, außerhalb des Christentums alles schwarz anstreichen zu müssen, so ist solche Betrachtungsweise nicht wahr, nicht gerecht und darum auch nicht christlich; sie ist nicht nach dem Sinne Jesu, der seinen Landsleuten und Glaubensgenossen den Angehörigen eines von ihnen als nicht rechtgläubig verachteten Volkes, der Samariter, als Muster vorhielt. Unzähliges findet sich im Christentum wie in anderen Religionen: heilige Orte und heilige Zeiten, heilige Handlungen und heilige Schriften, die Verehrung von Heiligen und der Abscheu vor Dämonen, Priestertum und Sakramente, die Begriffe der Buße und der Bekehrung, der Erleuchtung und der Heiligung — man kann in der Aufzählung noch lange fortfahren; um so unmöglicher wird es, das Christentum als etwas in seinem Wesen von andern Religionen völlig Verschiedenes hinzustellen. Mit solch ungerechter Auffassung des Verhältnisses von Christentum und anderen Religionen ehrt man Gott nicht, zeigt man auch nur ein geringes Zutrauen zur Werbekraft des Christentums. Unser Christenglaube wird seinen Vorrang, seinen Wert auch und gerade dann recht zeigen, wenn wir das Gute, Wahre, Große in fremden Religionen offen anerkennen.

Einen ganz andern Sinn hat es, wenn Blumhardt d. J., Johannes Müller oder Lhotzky „Religion" ablehnen und doch Christen sein wollen. Sie wollen Gott zur Herrschaft in unserem Leben kommen lassen. Hier liegt aller Nachdruck auf unmittelbarem Erleben des Ewigen in der Gegenwart, in unsrer täglichen Arbeit, nicht auf einer vor Zeiten erfolgten Offenbarung. Abgelehnt wird, daß die Religion eine besondre Provinz in unsrem Dasein ausmache. Das Interesse haftet hier nicht an der Welterhabenheit Gottes und an der Verschiedenheit christlicher Gottesgemeinschaft von allem, was es in der Welt gibt, sondern gerade an der Durchdringung alles Lebens mit den Kräften des Ewigen. Gegen den landläufigen — wenn der Ausdruck erlaubt ist — Betrieb der Religion wenden sich Blumhardt und Müller wie die Theologen der Krisis, aber während diese strenge Theologen sein wollen und oft nur für Theologen verständlich schreiben und reden, wenden sich jene von vornherein ausdrücklich an Alle, ja mehr an die Laien als an die Theologen. So kommt etwas von der Kulturkritik der dialektischen Theologie sehr Verschiedenes heraus.

Dem Willen, das Christentum von aller (bloß menschlichen) Religion zu unterscheiden, entspricht bei den Theologen der Krisis der Wunsch, des Christen Gemeinschaft mit Gott scharf zu scheiden von allem, was Menschen durch eigne Vernunft und Kraft erreichen können und von allem Streben nach innerweltlichen Zielen, von aller Kulturarbeit. Davon und von der Wandlung, die hier mit der dialektischen Theologie vorging, daß sie, ursprünglich Kritik an allem, an Welt und Wirtschaft, an Staat und Kirche, an Wissenschaft und Dogma, dann auf Kritik am Dogma verzichtete und in eine neue Orthodoxie einmündete, soll das nächste Mal die Rede sein. M

Hans Egede, der Apostel der Eskimos

Am 31. Januar sind 250 Jahre verflossen, daß Hans Egede geboren wurde. In der Missionsgeschichte bekannt als der Begründer der Mission unter den Grönländer-Eskimos, hat er eine mindestens ebenso große Bedeutung für die volkskundliche und sprachliche Erforschung dieses anziehenden und interessanten Volkes.

Zwar war Egede nicht der erste Europäer, der die riesige Eisinsel Grönland betrat und Kunde von ihr und ihren Bewohnern brachte. Schon 700 Jahre vor ihm hatten Isländer sie besucht, und in den späteren Jahrhunderten Normannen sich auf ihr angesiedelt. Ruinen von Kirchen, Klöstern und Wohnstätten, außerdem Urkunden im vatikanischen Archiv und aufbewahrte Sagen zeugen von ihrem Leben, Kampf und Untergang. Ein Teil von ihnen fiel im erbarmungslosen Vernichtungskampf den Skrälingern, den Vorfahren der heutigen Eskimos, zum Opfer, der Rest ging durch Blutmischung im eingesessenen Volke auf. Darauf (miteingerechnet den nordischen Einschlag von Ansiedlern und Schiffsleuten in späterer Zeit) ist es zurückzuführen, daß die Schädel der Westgrönländer nicht selten lang und schmal, ihre sonstigen rassischen Merkmale aber mongolisch sind. Als junger lutherischer Prediger auf den Lofoten hörte Hans Egede von den Grönländern und den dortigen Anfängen des Christentums. Von da an ließ ihn das Verlangen nicht mehr los, zu erfahren, wie es mit dem Glauben dort stünde, und womöglich die Predigt des reinen Evangeliums erneut zu bringen. Seine vielen Mühen hatten lange keinen Erfolg, weder bei dem 1714 gegründeten Missionskollegium in Kopenhagen, noch bei dem dänischen König Friedrich IV., der gerade in einen Krieg mit Karl XII.

n Schweden verwickelt war. Egede wurde auf den Frieden rtröstet. Endlich gelang die Gründung einer Grönländischen ndelsgesellschaft in Bergen; auf dem Schiff „Hoffnung" rließ er mit Frau, vier Kindern und einer Anzahl Helfern orwegen und landete am 3. Juli 1731 an der Westküste rönlands; der Ort der Landung wurde „Godthaab" (Gute offnung) getauft. Er begann sein Werk, begleitet von vielen ntbehrungen und Gefahren, heldenhaft unterstützt von seiner llensstarken, werkbegeisterten Gattin und später von seim Sohne Paul, der schneller als die Eltern die Sprache r Eskimos erlernte. Fünfzehn Jahre blieb Hans Egede im nde; er erlebte eine von Europa eingeschleppte Seuche, e unter dem Naturvolk fürchterlich wütete, und noch kurz r seiner Abreise hatte er den Tod seiner Gattin zu beagen. Erschwerend empfand er auch das Eindringen von errnhuter Missionaren, die, obwohl Zinzendorf persönlich gedes Arbeit unterstützt hatte, doch seinem Luthertum schwer träglich waren. In die Heimat zurückgekehrt, widmete er ine Kraft der Ausbildung von Missionaren für Grönland.

Die Bedeutung Egedes liegt nicht nur in seiner praktischen ätigkeit als Missionar, sondern vor allem in seinen literischen Aufzeichnungen, die eine erste und wichtige Quelle r die Kenntnis von Grönland wurden. 1740 erschien sein agebuch, das mit seiner Heimreise 1736 endet; 1739 und 741 die „Beschreibung und Naturgeschichte von Grönland". as erstere Werk wurde vom Sohn Paul mit den „Nachchten von Grönland" fortgesetzt, das letztere erlebte viele uflagen und Uebersetzungen. Beide sind jetzt allgemein und equem zugänglich geworden in der deutschen Ausgabe von r. Heydrich,[1]) der als Einleitung eine Uebersicht über e Entdeckung und erste Erforschung von Grönland und eine Würdigung Hans Egedes geschrieben hat. Zur Ergänzung und ortsetzung schließt ein Stück aus dem Tagebuch des Sohnes Paul das Buch ab. Mehrere Bilder sind beigegeben.

Das Ganze ist nicht nur lehrreich, sondern auch amüsant t lesen. In Uebereinstimmung mit späteren Forschungen erheinen die Eskimos als ein merkwürdiges und zugleich chtunggebietendes Volk. Heute sind ihre Lebensweise, Sitn und Gebräuche allgemeiner bekannt geworden. Die Durchierung Grönlands von Ost nach West auf Schneeschuhen rch den jungen Nansen, die Arbeiten von Knut Rasussen, die deutsche Grönlandexpedition durch Alfred Wegener, auf der mit dem Expeditionsleiter ein treuer skimo sein Leben opferte, Erzählungen von Peter Freuen und daraus hervorgegangene Filme haben den Eskimo st populär gemacht. Er verdient es auch; denn er ist ein tück des Wunders „Mensch", des Wunders von Anpasngs- und Behauptungskraft mit geringsten Mitteln. Kulturll auf der Stufe der Steinzeit, steht er in heldenhaftem ampfe um sein Leben und bleibt dabei einfach, harmlos ndlich froh, voll von Schabernack und Neckerei. Besonders nweisen möchte ich auf das zehnte Kapitel der „Nachricht", as „von den angeborenen Eigenschaften und Nöten der rönländer" handelt. Es heißt da: „Man muß sich wirklich undern, wie einig sie untereinander sind und wie gut sie h vertragen; Zwist und Streit, Haß und Verfolgung findet an sehr selten bei ihnen. Wenn sie sehen, daß unsere Maosen sich untereinander streiten und schlagen, sagen sie von nen, sie schienen vergessen zu haben, daß sie Menschen eien. Ebenso sagen sie von einem Offizier, der seine Leute hlägt, er behandle sie nicht wie Menschen, sondern ie Hunde." Totschlag und Diebstahl geschehen selten unter en Grönländern, dagegen, so berichtet Egede, wurden öfter rauen erschlagen, die für Hexen gehalten wurden. Die Zauerei und der Aberglaube spielten eine große Rolle, zumal bei rankheiten; gegen den Zauberer hatte der Missionar einen hweren Stand, zumal er mit den Mitteln der damaligen ropäischen Medizin oft ebenso hilflos war wie der „Angekok". Trotz dieses Mangels und trotzdem die Predigten und esänge den Grönländern oft zu lang waren, scheint die issionarische Tätigkeit nicht ohne Erfolg gewesen zu sein.

Heute hat sich viel, zumal in Westgrönland, seit den Tagen ans Egedes verändert; das Gewehr als Jagdwaffe ist eingeführt; diese Erleichterung der Lebensbedingungen aber war ur eine scheinbare. Die Jagdtiere sind in andere Gegenden ttflohen oder dezimiert. Durch die Zivilisation kehrte Armut ein, die früheren Trachten aus Fellen werden zu teuer, ebenso die Beschaffung von Booten und Häusern und Zelten. Die Lebensart wird „zivilisiert", d. h. armselig, weil von industrieller Massenware abhängig. Wie reich an Lebenskultur war das Volk damals, als es so arm an Zivilisation war. Und — wie gesund! Es würde zu weit führen, auf diese merkwürdigen Widersprüche einzugehen, die mit der „Höherentwicklung" der Lebensweise primitiver Völker auftauchen. Hier soll nur Hans Egedes und seines Werkes gedacht werden; und es sei nicht vergessen, wie die völkerkundlichen Ergebnisse seiner Arbeit das Nebenprodukt seines eigentlichen Zielstrebens sind: den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Er schreibt selbst darüber 1708 ins Tagebuch: „Die Erwägung, daß diese armen Menschen, die zuvor Christen gewesen, nun aus Mangel an Lehre und Unterweisung wieder in heidnische Blindheit verfallen wären, weckte in mir den Wunsch, ihnen Christum wieder zu predigen. Mein Sinn war ganz unruhig, da es nicht möglich zu sein schien, ein so beschwerliches Werk zu unternehmen." Es ist schließlich doch möglich geworden dank seines frommen Eifers. Weil dieser mit umsichtigem Interesse an Volk und Natur gepaart war, darum hat er auch wissenschaftlich so reiche Frucht getragen.

Marburg a. L. Georg Wünsch

[1]) Die Erforschung von Grönland. Von Hans Egede. Bearbeitet von M. Heydrich. Leipzig, F. A. Brockhaus 1926. 2. Aufl. 158 S. Hl. 2.50, Gl. 3.50 M.

Die Entstehung des Ordensstaates der deutschen Ritter

1. Die alten Preußen

Unsere kulturgeschichtlichen Erkenntnisse reichen weiter zurück als unsere politisch-geschichtlichen. Aus Gräbern und anderen Fundorten läßt sich das Volksleben einer bestimmten Zeit ermitteln. Aber die Verschiebungen in der Volkskultur brauchen nicht das Einwandern eines andern Volkes, also politische Geschichte, anzudeuten. Es kann die neue, das Leben in höherem Maße sichernde oder beglückendere Kultur auch einfach übernommen sein. Das erschwert die Feststellung einander ablösender Rassen auch im alten Preußenland. Immerhin darf jetzt soviel gesagt werden: von Ostpreußen bis weit in die baltischen Provinzen hinein sitzt seit uralten Zeiten ein Volk, das den gemeinsamen Namen Aisten (Esthen) führt, aber sich frühe in drei Hauptgruppen scheidet: Preußen, Litauer, Letten. Der Urbestandteil dieses Volkes ist wohl finnisch gewesen, aber durch wiederholte Wellen von Westen her indogermanisiert worden. Das ist vorgeschichtlich. Sicher geschichtlich aber ist, daß, vor ihrer Abwanderung nach Süden, die Goten einige Jahrhunderte an der unteren Weichsel bis zum Meere (oder besser, von der Küste aus, d. h. von Schweden kommend) gesiedelt haben. Die „Preußen" sind ein Wald-, Heide- und Moorvolk, aber kein Meervolk gewesen. So konnten, als die Goten abwanderten, die Slawen, die inzwischen kampflos, lautlos, spurlos in polnische Gebiete hereingerieselt waren, sich langsam nach Norden (dem späteren Westpreußen) schieben; aber auch die Preußen tasteten sich nun nach den leergewordenen Gebieten westlich vorwärts. Jedenfalls verhinderten sie, daß nach Ostpreußen je ein Tropfen slawischen Blutes gelangte und dieses nun auch in Westpreußen sich nur mühsam hielt. Dazu kamen für die Preußen zwei neue Aufgüsse von germanischem Blut, zuerst durch Goten, die noch in kleinen Scharen im Lande saßen (oder nach der Schlacht am Vesuv hierher in die alte Heimat zurückgefahren waren?); zweitens durch die Wikinger, die immer einmal wieder ins Preußenland hineinstießen, wogegen die Preußen die Slawen immer nur als artfremde Leute haßten. Man muß die Preußen (Pruz-

zen) jetzt als ein nahezu germanisches Volk ansprechen.

Dazu stimmt ihre Kultur. Daß ihre Religion Naturfrömmigkeit ist, sagt allerdings nichts Unterscheidendes. Wichtiger ist schon, daß der Blitzgott besonders verehrt wurde, in Analogie zu dem alten Bauern- und Frühlingsgott Donar. An der germanischen Vergeistigung der Gottheit in Wotan (durch welche die Germanen eine Brücke zum Christentum fanden, ja eine Möglichkeit, umgekehrt mit ihren Gedanken in die christliche Gottesvorstellung einzuströmen) haben die Preußen nicht teilgenommen. Das Pferd war ihnen das besonders heilige Tier. Häuptlinge wurden mit ihm bestattet. (In Litauen mögen die Pferde einst wild gelaufen sein.) Sie hatten heilige Wälder und Seen. Eigen berührt ihr ganz individueller Unsterblichkeitsglaube; er erleichterte ihnen den Selbstmord, der häufig war. Ihre Häuser waren von Holz. Erdburgen gab es in Fülle im Lande. Handel mit den Südländern verrät Kultur. (Diese ist von den Ordensleuten allzu gering geachtet worden.) Loswerfen entschied wichtige Handlungen. Höchstes Genußmittel war der Met, Trunksucht keine Schande. Ueber alles liebten und verteidigten sie die Freiheit.

2. Die Begründung des Ordensstaates

Polen war trotz Boleslaw Chobry immer wieder in Stämme zerfallen. Der Herzog Konrad von Masowien, ein Pole, der später im Kampf mit anderen Polen fiel, nördlich von Warschau sitzend, konnte sich der verwüstenden Angriffe der Preußen nicht erwehren. Der Schutz durch den Dobriner Ritterorden (er verschmolz dann mit den Deutschrittern) blieb gering. Die Polen besaßen damals, obgleich Christen, eine ebenso geringe Schwertkraft als Missionskraft. Kurz, sie riefen die Deutschritter zur Hilfe ins Land, sicher, um sie möglichst nur als Truppe zu verwenden. Aber der Hochmeister, schon einmal in Ungarn getäuscht, bestand darauf, daß erobertes Land Ordensland sei. Konrad, in seiner Not, mußte sich dem fügen und verbürgte es. Spätere polnische Behauptungen von Vertragsfälschungen sind als nicht haltbar erwiesen. Zudem hatten Kaiser und Papst durch feierliche Bullen das zu begründende Ordensland in ihren Schutz genommen und von jeder Unterstellung unter Fürsten und Bischöfe befreit.

Es war die kluge Politik des Hochmeisters Hermann von Salza, eines Thüringers, die das erreicht hatte. Die drei Hochmeister vor ihm zählen kaum. Er fand 20 Ritter vor und hinterließ 2000. Aus einer Laienverbrüderung im Heiligen Land, gestiftet von Kaufleuten aus Bremen und Lübeck zur Pflege erkrankter deutscher Kreuzfahrer, um die sich Templer und Johanniter wenig kümmerten, und zu Ehren der Maria vom deutschen Hause in Jerusalem, war in jener kriegerischen Zeit ein Ritterorden geworden mit den drei Mönchsgelübden, dazu mit dem Dauerbefehl, Kranke zu pflegen, aber mit dem härteren zugleich, gegen die Heiden der ganzen Welt das deutsche Schwert zu schwingen. Ritter anderer Nationen durften hilfreich zu ihnen stoßen, aber nie in den Orden eintreten.

Hermann hat den Gedanken, im Morgenland groß zu werden, nie aufgegeben. Er ließ bei Akkon die nie eroberte Burg Montfort bauen. Als Akkon 1291 fiel, wurde auch sie, bei ehrenvollem Abzug der Ritter, den Sarazenen eine selbstverständliche Beute. Wo nun in aller Welt den tatenlustigen Rittern Kampf verschaffen? Heiden mußten es sein. Man hatte zwar Besitzungen in Italien und weit umher in ganz Deutschland. Bis zuletzt hat es im Orden immer einen Deutschmeister gegeben, der dem Hochmeister im Range folgte, wie es später, jenem im Range ebenbürtig, einen Meister von Riga im Orden gab, der eine für die Besitzungen in Deutschland verantwortlich, der andere für die an der litauischen Küste (seit die Schwertbrüder im Orden aufgegangen waren). Aber Hermanns Ziel ist offenbar von Anfang an ein selbständiger Staat gewesen (woran Templer und Johanniter nicht dachten, die ja auch Besitzungen bis an die Weichsel hatten), ein Staat, kreuzritterlich den Heiden abgewonnen; und da die Hoffnung, ihn im Orient zu schaffen, sich sehr bald als recht unsicher erwies — Hermann hat weite Reisen im Orient gemacht —, so kam das Hilfegesuch des Polenherzogs eben recht. Dabei blieb Montfort der Sitz des Hochmeisters und der stets glänzend geführten Akten sowie des ganzen Rechnungswesens des Ordens bis zu seinem Fall; dann Venedig, erst seit 1309 die Marienburg.

Der fromme, kluge und tapfere Hermann von Salza ist eine der wohltuendsten Gestalten des Mittelalters. Dessen einander entgegenstehende und sich dennoch bedingende Pole sind Papst und Kaiser. Um des Ansturms des Islams willen mußte damals neben das seelische Ringen gegen die unchristliche Welt, die man kurz heidnisch nannte, der blutige Kampf treten, also zum Kreuze das Schwert. Ohne die Kreuzzüge wäre Europa einfach vom Islam überrannt und seine damals hohe Kerne germanische Kultur vernichtet worden; das ist die heute noch gültige Idee jenes jetzt oft verkannten Kaisertums; auch Heinrich der Löwe hat ihr gehuldigt. In dieser Welt hat Hermann als ehrlicher Makler nie aufgehört, zwischen Kaiser und Papst zu vermitteln. Er hat endlich den Bannfluch vom Haupte seines hohen Freundes Friedrich II. gewendet. Er starb am Palmsonntag 1239, am selben Tage, als der zweite Bannstrahl gegen den Kaiser geschleudert wurde.

Aber es erlebte eine ritterliche Nachblüte im fernen Ostpreußen; hier ward zugleich die hoffnungsvolle Grundlage für die Neuzeit geschaffen. Gewiß hat der Hochmeister Hermann das Vorbild für seine Kulmer Handfeste (entscheidendes Gesetz für den Deutschrittersstaat) in der genialen Ordnung des sizilianischen Beamtenstaates Friedrich II. gefunden, der wieder auf Gedanken der Normannen ruht, die vielerorts staatenbildende Kraft bewiesen haben. Friedrich II. hat seine Hand über den deutschen Ordensstaat gestreckt und seinen beachtlichen Anteil an der deutschen Ostmarkenpolitik gehabt. Seinem deutschesten Mann hat er die Führung dieses Werkes anvertraut. Aber kaum hatte der Ordensstaat Boden gewonnen, so war das weitere Wachstum ganz in des Ordens eigene Hand gelegt. 1230 geschah durch den Ordensritter Heinrich Bart der bescheidene Anfang. Wo jetzt Thorn steht, erhob sich, meldet die Sage, am Ufer der Weichsel eine mächtige Eiche. Auf ihre breitausladenden Aeste bauten sie Erker und Zinnen und dann um den Baum einen Erdwall — die erste Ordensburg. Die Eiche wuchs in die Breite. Aber 53 Jahre dauerte der Kampf. Er ist verzweifelter gewesen als der Kampf der Sachsen gegen Karl. Erbitterter, blutiger, grausamer, gehässiger als

ner, auf beiden Seiten. Wenn man Karl schilt, müßte an die Ordensritter noch mehr schelten. Ein den Germanen nahestehendes Volk wurde von Deutschen n Boden geworfen. Sein Freiheitsdrang schien unezwingbar, sein Kampf gegen das Christentum unbittlich. Ein Aufstand nach dem anderen raste über as Land. Die Ordensritter allein, obgleich zuzeiten 000 bis 5000 zählend, hätten es nicht schaffen können, enn nicht immer wieder Ritterscharen herbeigeeilt ären aus ganz Deutschland, ja aus England und aneren Staaten. Denn hier im Osten leuchtete das sonst erblassende Ritterideal noch einmal auf. In den Kreuzzügen hatte es seine Weihe erhalten: Gipfel der bendländischen Kultur, Frauendienst (den der Islam icht kennt), Tapferkeit und Frömmigkeit. Die weibliche Welt ersetzten im Orden Maria, die heilige Elisabeth nd Barbara (die der Hochmeister Luther von Braunschweig besungen hat), Maria, die Göttliche, Elisabeth, ie Kranke Pflegende, Barbara, die dem Blitz und Donit dem Soldatenstand Anverlobte (heute noch Schutzeilige der Artillerie). Man dürstete damals danach, uf preußischem Boden nach dem Kampf mit den Heien die Schwertweihe zu empfangen. Und dann wurde nan in den Ordenshäusern (großartig in der Marienburg) verpflegt. Auch Fürsten kamen zu Hilfe. Königsberg heißt nach König Ottokar II. von Böhmen.

3. Mission und Eroberung

Es ist nicht leicht, ein Werturteil über diesen Kampf von 53 Jahren zu fällen. Die landverwüstende Grausamkeit war damals allgemein, nur hier durch die Länge des Kampfes ins Unermeßliche gesteigert. Vom deutschen Standpunkt aus ist die Gewinnung eines Landes, das heute noch ein Edelstein in unsrer Krone ist, zu preisen. Vom kirchlichen Standpunkt aus ist die Ueberwindung eines zähen Heidenvolkes ein wichtiger Sieg. Als Christen müssen wir die Mittel der Gewinnung beklagen. Reine Missionsversuche zuvor waren gescheitert. Der Orden war im Anfang entschlossen, bei erster Ueberwindung und folgender Bekehrung den Gewonnenen freien Anteil am Bodenbesitz zu gewähren (an Kolonisation wurde zunächst kaum gedacht). Die Kirche hat ihre Pflicht, die nationale Leidenschaft zu zügeln, nicht vergessen. Wiederholt mahnten die Päpste, die Preußen menschlich zu behandeln; diese selbst haben sich mit gleichem Gesuch an die Päpste gewendet. Ein Papst schrieb: Kindern Gottes gebühre die Freiheit. Nur muß man nicht vergessen, daß dem Papsttum zwar an neuen christlichen Staaten lag, aber nicht an Vergrößerung des germanischen Imperiums: Ungarn, Polen, Preußen (Litauen) sollten nach päpstlichem politischem Willen selbständige christlich-katholische Staaten werden, allenfalls mit kultureller germanischer Durchdringung, wie sie, kampflos, ganz in Schlesien gelang und eine Zeitlang auch in Böhmen, Ungarn, Polen zum Erfolg zu führen schien. Die Fürsten dieser Länder nahmen deutsche Ritter, Gelehrte, Bauern gern auf zur Erhöhung der Kultur ihres Landes, wenn sie nur nicht die Herrschaft an sich rissen. Die Ordensritter wollten von vornherein einen deutschen Staat; vom höchsten menschlichen Standpunkt aus gesehen bedingt das die Vernichtung eines eigenartigen Volkes, das aber früher oder später vermutlich den Polen anheimgefallen und von diesen ebenfalls aufgesogen worden wäre. Wer will der Geschichte ihre Bahnen weisen? Nur so viel müssen wir sagen: Wenn der ritterliche Zusammenklang von Kreuz und Schwert aus der Idee des Rittertums seinen Sinn bekommt: Abwehr des Islam, für den die Ausbreitung des Glaubens durch die Waffe heilig war („das Paradies liegt im Schatten der Schwerter"), so müßte die Auseinanderlösung von Kreuz und Schwert in dem Augenblick eintreten, wo das christliche Volk von dem heidnischen nicht mit dem Schwerte bedroht ist. Müßte in diesem Falle nicht die Ueberwindung durch die Mission die einzige Aufgabe sein? Der Islam war ein gefährlicher Angreifer. Das Preußentum räuberte nur über die Grenzen hinaus, noch nicht einmal als Staat in seiner Kraft zusammengehalten. In diesem Sinn haben die Zisterziensermönche dort gearbeitet. Sie lernten die Landessprache, unterwiesen und tauften die Heiden. Dagegen wurden Anklagen gegen die Ordensritter laut, daß sie lau wurden nicht in der Unterwerfung, sondern in der Bekehrung. Sie begannen die Preußen als Sklaven zu behandeln, sie zu Tausenden zum Bau der Burgen heranzuziehen („wer den Lohn gab, das weiß Gott", schreibt ein Chronist), ja sie in ihr Heer einzustellen zum Kampf gegen ihre Landsleute. Dagegen trat der Wille zur Mission zurück. Und wenn Karl der Große sich mehr und mehr durch Leute wie Alkuin zum Guten hatte beeinflussen lassen, so spüren wir von dem kirchlichen Einfluß auf die Ordensritter wenig Erfolg; die vier Bischöfe im Lande waren mehr auf ihre Unabhängigkeit bedacht als auf eine Milderung des Kampfes. Es ist erst Luther gewesen, der wenigstens im Prinzip die Gewalten von Kreuz und Schwert geschieden hat.

Chemnitz Mensing.

Von den Deutschen Christen

Wenn die Deutschen Christen heute bei weitem nicht mehr die Macht in der Kirche haben, die sie 1933/34 besaßen, so soll man nicht etwa daraufhin die Würdigung ihrer Theologie als überhaupt nicht mehr nötig ansehen. Das „Positive Christentum" der Deutschen Christen hat fast ebensoviel Bezieher wie die „Junge Kirche". Theologische Arbeit kann gerade dann ruhiger getrieben werden, wenn der kirchenpolitische Kampf nicht mehr heftig ist. Ueberdies haben die Thüringer Deutschen Christen immer eine Sonderstellung gehabt, und sie haben ihre Freunde in anderen Teilen Deutschlands. Der von ihnen gebildete Thüringische Landeskirchenrat hat sich mit der ihn bekämpfenden Bekenntnisfront auch literarisch auseinandergesetzt.[1]) Diese Schrift, mit einem Vorwort von Landesbischof Sasse, im übrigen aber nicht mühsame Kompromißarbeit, sondern ein Werk aus einem Guß, mag denen, die sich um Gerechtigkeit, Wahrheit, evangelische Freiheit mühen, das Herz noch schwerer machen, als es beim Kirchenkampf ohnehin wurde. Von lokaler Polemik sehe ich ab, ebenso von einzelnen ungerechten Worten, wie daß die Bekenntnisfront böse Berichte ins Ausland sende; es sind so viele kirchlich interessierte Ausländer in Deutschland gewesen, daß das Ausland sich seine Meinung bilden konnte, auch wenn kein Mensch von der Bekenntnisfront je eine Zeile ins Ausland geschrieben hätte. Aber das Schwere ist: ein Vertreter evangelischer Freiheit, der aus heißem vaterländischem Empfinden die Ziele des Nationalsozialismus rechtfertigt, kämpft mit Geist und Kraft gegen engen Bekenntniseifer, und man fühlt doch: er wird seine Gegner nicht gewinnen. Die Lage ist verwickelt: Viele, die politisch mit ihm übereinstimmen, haben eine andre Theologie, und manche, die theologisch wesentlich mit ihm übereinstimmen, sehen die Lage unseres Volkes anders.

[1]) Der Kampf um die Autorität der Kirche. Jena, Diederichs. 65 S. Vgl. Cesar, Fr. Volksk. 1935, 477 ff.

Positiv entwickelt die Gedanken der Thüringer Deutschen Christen ihr Führer Leffler.[2]) Wie die Idee der Nationalkirche aus dem Schützengraben stammt, wie die Poesie der Heimat das Herz eines begeisterten Mannes erfüllt, das empfindet man hier; eine Probe von Lefflers Schreibweise gebe ich nachher. Fand Kutter im Sozialismus eine Mahnung Gottes an die Christen, so erlebt Leffler im Nationalsozialismus und seinem Führer eine neue Gottesoffenbarung; im Gegensatz dazu verwirft er die unmittelbar vorausgegangene Zeit hart. In zwei Abschnitten: Das Wesen deutschen Christentums und Der Weg der Deutschen Christen, geht er vom Grundsätzlichen zum Praktischen hin, zu vielen Einzelfragen, immer warmherzig, immer beredt, oft den Widerspruch auch solcher herausfordernd, die nicht so wie die Theologen der Krisis es verwerfen, daß man in Natur und Volksgeschichte und nicht nur in der Bibel Offenbarung Gottes finde. Theologisch ist Leffler nicht ganz leicht zu kennzeichnen, da sein Wille zum Gehorsam ihn über kritische Fragen bisweilen hinwegstürmen läßt.

Die Reichsleitung der Deutschen Christen hatte nach Hossenfelders Rücktritt (Ende 1933 bis Herbst 1935) Kinder, vorher und nachher wieder juristischer Vizepräsident des Kieler Landeskirchenamts. Wie er über die kirchlichen Kämpfe der beiden letzten Jahre denkt, das zu lesen[3]) ist unter allen Umständen von Interesse, und die Schrift liest sich leicht. Drei Hauptteile: Unser Wollen, Unser Handeln, Unsre Haltung. Das eigentliche Anliegen der Deutschen Christen ist ihm, daß Vertrauen zwischen dem nationalsozialistischen Staat und der evangelischen Kirche bestehe, die Volkskirche bleiben solle. Sein Ideal ist das Volkskirchentum der nordischen Länder, deren politische Ordnungen freilich von unseren heutigen sehr verschieden sind. Und wenn er z. B. die von der Reichskirchenleitung im Juli 1934 verfügte Aenderung in der Zusammensetzung der Reichssynode gut heißt, so werden hier und anderwärts viele Leser widersprechen, ebenso dem Satze, Barth sei der eigentliche Vater der Bekennenden Kirche, oder der Meinung, die Reichskirche müsse lutherischen Charakter haben. An anderen Stellen, wie bei der Darlegung, evangelischer Glaube sei nicht dogmatisches Fürwahrhalten, oder dem Eintreten für allgemeines Priestertum (wenn auch ohne parlamentarische Formen), sieht man, daß die heutigen Gegensätze und die früher unsere Kirche beherrschenden sich mannigfach kreuzen. Nebenher erfährt man interessante Einzelheiten, wie daß weder L. Müller noch Jäger noch Oberheid Mitglieder der Deutschen Christen gewesen seien.

Althaus hat sich gegen die Thüringer Deutschen Christen in einer kleinen Schrift gewandt,[4]) die deshalb eindrücklich ist, weil er die nationale Bewegung und den heutigen Staat freudig bejaht und doch die Unterschiede christlichen Glaubens und politischer Begeisterung klarstellt. So findet er in der Lehre der Thüringer einerseits messianische Inflation politischen Geschehens, andererseits Nationalisierung der Wirklichkeit des Reiches Gottes, überhaupt eine religiös-nationale Dogmatik, ein Gegenstück zur religiös-sozialen Lehre der Nachkriegszeit. M

Gott, Heimat, Natur

So sehen wir den Erlöser mitten in Sturm und Wellen, und sie gehorchen ihm, ihm wird das Vöglein und die Lilie auf dem Feld zum Gleichnis im Blick auf den Vater. Er geht auf den Berg wie zu einem Hochaltar der Natur, um seinem Vater nahe zu sein und von ihm verklärt zu werden. Als wäre die Welt verwandelt, als müßte der Kampf und der Zorn und die Not schweigen, als wäre alle Tragik gelöst, geht ein Franz von Assisi durch den Wald. Der Bach wird ihm zum Bruder, die Sonne zur Schwester, die Tiere stehen in seinem Banne und dienen ihm. „Erst wenn du wie aus einem heiligen Getriebenwerden niederfallen mußt und die Erde, deine Erde küßt, dann bist du ganz ausgesöhnt und versöhnt", sagt der weise Staretz zu Aljoscha in den Brüdern Karamasow. „Die Liebe treibt die Sonne und die Sterne", jauchzt es aus der Brust Dantes. Um die Aussöhnung mit der deutschen Erde, mit der Natur und aller Geschichte geht es im deutschen, im heimatnahen Christentum. Wo das Reich Gottes unter deutschen Menschen aufbricht, stehen sie mit Got Güte und Allmacht im Bunde, da sind die Wälder und Fluren ihre Heim da sind die Stürme und die Sterne ihre Gehilfen und ihre Diener, wirken sie Wunder des Glaubens aus unsagbarer Kraft heraus. Da w Erde, Blut und Geist erlöst aus der Trennung. In solchen Menschen es wie ein Geborgensein, wie eine tiefe Demut, wie freudiges Wagni Ich glaube an Gott den Schöpfer, der in Christus erlöst und im heilig Geist Gemeinschaft wirkt. Ja, wir glauben an Gott, der uns im irdisch Vaterland jeden Tag den Glanz des Himmlischen leuchten läßt und i Ewige, Hohe, ins Vollkommene zieht, lockt und weist.

(Aus „Christus im Dritten Reich der Deutschen" von S. Leffler, S. 4

[2]) Christus im Dritten Reich der Deutschen. Von Siegfried Leffler. Weimar, Verlag Deutsche Christen. 158 S.

[3]) Volk vor Gott. Von Christian Kinder. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 106 S. 2.50 M.

[4]) Politisches Christentum. Von Paul Althaus. Leipzig, Deichert. 32 S., 80 Pf.

Aus Zeitschriften

Das deutsche Kirchenlied. „Die Neue Rundschau November 1935, bringt einen Aufsatz von Rudolf Alexand Schröder über dies Thema. Dieser formenkundige Dicht schickt seinen Ausführungen folgende Worte voraus: „Es gi kein anderes Feld der Dichtung, wo sie sofort Aktivität, v lebendiger Wirkung, ja wo sie selbst Tat ist — nur d Kirchenlied. Es kämpft, richtet auf, erhebt über das Tal d Erde, gibt Hilfe, vertreibt Bedrückung, Krankheit, Schme schützt vor Feinden, macht ihre Waffen stumpf, löscht H aus, erweckt Liebe, ja es erhält Tote im Leben. Diese Wi kung hat das Kirchenlied, weil es nicht erfunden ist und nic der schönen Empfindung wegen entstanden, sondern aus d diesen Situationen des Lebens heraus als guter Schatz d Lebens gefunden und bewahrt worden ist. Es wurde nicht g schrieben, sondern gesprochen und gesungen; es wird nic gelesen, sondern gehört und gesungen. Und die es singen, fi den selbst in seinen kunstvollen Dunkelheiten noch helle, ve traute Bilder."

Der Verfasser durchwandert sein Stoffgebiet, zu dem merkwürdigerweise auch die mittelalterlichen lateinischen Ki chenhymnen rechnet, mit liebevollem Verständnis und warn herzigem Preis. Daß er Gellerts Lieder gegen Verkennun in Schutz nimmt, findet unser Einverständnis, nicht aber, da er alles Folgende als Epigonenarbeit erklärt, wenn er au „schöne Einzelstücke" anerkennt. Gerhard Heine

Christliche Herrscher als Gefahr für ihr Volk. Am 9. N vember 1918 verkündete Prinz Max „die Abdankung eine Fürsten, der das war, was der Führer eines um Ehre un Freiheit kämpfenden Volkes nicht sein kann, ohne es b auf den Untergang zu gefährden — ein Christ. Der heil nische König von Kunersdorf hätte anders gehandelt". So de „Durchbruch" 7. November 1935. Richtig daran ist, daß Friedrich der Große oft sehr anders gehandelt hat, als Wilhelm I Friedrich hat sich gelegentlich als Heiden bezeichnet, daß abe über seine religiöse Haltung wirklich noch anderes zu sage ist, darüber vgl. Sp. 183.

Daß auch er sein Land und Volk „bis auf den Untergang g fährdet" hat, sagt eben die Erwähnung der Schlacht von Kuners dorf. Andre, bewußt unchristliche Herrscher haben ihr Vol nicht nur gefährdet, sondern in Katastrophen hineingestoßen so der erste Napoleon. Das ist also nicht nur Christen wide fahren. Und wenn der „Durchbruch" meint, christliche Herr scher seien im Kriege für ihr Volk von vornherein ein schwere Gefahr, so ist zwar zunächst klar, daß auch Herrscher — und gerade ihnen — nicht ins Herz zu sehen ist; welche unter ihnen war es mit dem Christentum ernst? Wer will als nachweisen, daß, wo sie siegten oder unterlagen, das an ihrer Christentum oder Nichtchristentum lag? Immerhin kennen wi um nur deutsche Fürsten zu nennen, genug, die nach allem was wir von ihnen wissen, überzeugte und ihrer Weise fromm Christen waren: Otto der Große und Heinrich der Dritte Friedrich der Weise, der Große Kurfürst, Kaiser Wilhelm I Ihre politischen Erfolge hätten sie also sämtlich trotz ihre Christentums erzielt! Und von gewissenlosen, selbstsüchtigen bewußt unchristlichen Cäsaren, von den Tyrannen der Renais sance, den Uebermenschen, die, wie Sohm sagte, Italien rui niert haben, weiß der Verfasser jener kühnen Behauptung die man im „Durchbruch" liest, anscheinend nichts. Was man chen strengen Katholiken nachgesagt wird, gilt auch für dies Deutschgläubigen: das Dogma überwindet die Geschichte. Ih antichristliches Dogma ist schon recht fest und führt sie zu ein seitigster Geschichtsbetrachtung. M

Paul Bourget

Vor mehr als vierzig Jahren wies Charlotte Broicher diesen Blättern bei einer Analyse des Gaston rommelschen Buches Esquisses Contemporaines uf sein Kapitel über Paul Bourgets „Bekehrung" n. Der Tod des Dreiundachtzigjährigen, der fast so el Bücher schrieb, als er Jahre zählte, des ältesten itgliedes der französischen Akademie, war in unserer nellebigen Zeit nur für den kleinen Kreis der älte- n Gebildeten ein Ereignis, und die französische Presse hwang sich fast widerwillig und mit vielen kriti- hen und ironischen Vorbehalten zu einer ernsten Wür- gung seines Lebenswerkes auf. Man liebt die alten chriftsteller nicht, die „reaktionäre" Ideen beharrlich rtreten! Und doch sind sie es oft, die das wertvolle ut der Gedanken und Ideale erhalten und verteidigen.

Aus bescheidenen Verhältnissen erwachsen, aber ner geistig angeregten Umwelt entstammend, geriet r junge Privatlehrer schnell in das weltlich elegante eben der Hauptstadt. Auch seine späteren Werke tra- n noch die Spuren einer verblüffenden Kenntnis der ariser Welt und Halbwelt, von den äußerlichsten leinigkeiten bis in die tiefsten Abgründe. Seine „Be- hrung", wie die so mancher anderen Schriftsteller ner Tage — Huysmans, Brunetière, Coppée —, urde nicht überall ernst genommen, aber sie war es, nd was der Dreißigjährige zuerst in den Mensonges 887) und im Disciple (1889) verkündigte, waren hische und christliche Grundwahrheiten, von denen er nfzig Jahre lang nicht mehr wich. In immer neuen ariationen analysierte dieser unermüdliche Psycho- ge bis zum Ueberdruß seine komplexen Helden und eldinnen. Die Handlung war nur Vorwand, nicht auptsache in allen seinen Werken; darum ist er auch ie ein Dramatiker gewesen.

Bourget war so ziemlich das Gegenteil dessen, was an sich im Ausland unter einem französischen Roman- chter vorstellt. Sein Stil war schwerfällig und um- ändlich, oft unklar und mühsam zu lesen; seine Ge- ankengänge schwierig und breit. Bei ihm gibt es keine eistesblitze, keine lächelnde Ironie, keine Schlüpfrig- eit, kein leichtes Hinweggleiten. So weltlich seine egenstände sind — und er war im Grund nur bei en oberen Zehntausend zu Hause —, so ernst sind ine Probleme und so streng ist sein Urteil. Er hat die radition in allen ihren Formen verteidigt: den ristlichen Glauben in streng katholischer Form, die amilie, die Aristokratie, das Heer, das Königtum, alle haltenden Mächte des ancien régime! So verschie- en er von Brunetière war, so einig ging er doch mit m in dieser Tendenz. Seine Antipoden waren etwa enan und Anatole France, um nur diese zu nennen.

In diesem Lebenswerk der steten Verteidigung des estehenden lief natürlich viel Ungerechtigkeit gegen den Fortschritt mit einher und es stand im Gegensatz u der ganzen geistigen und politischen Entwicklung rankreichs seit der Revolution oder doch seit 1871. lber es war etwas Großes um diese hartnäckige Oppo- tion, der es an Charakter und Vornehmheit nie ge- rach. Man findet sie mit am schönsten in seinem migré ausgesprochen, aber sie ist auch in den anderen auptwerken L'Etape (1902) und Le Divorce, sehr fühlbar. (Die Romane Bourgets erschienen fast alle in der Bibliothèque Plon zum Preise von 3.50 französischen Franken; die meisten sind deutsch zu haben.) Vor allem hat sich Bourget zum Anwalt des Familienlebens gemacht und großen Wert auf seinen homogenen, sozialen Bestand gelegt. Sehr fein hat er dabei die Wahrung der Klassenunterschiede betont und das allzu schnelle, unvermittelte Aufsteigen der unteren Schichten in die höher gebildete Welt bekämpft. Die Konflikte der Ehescheidung sind von ihm im Divorce in ebenso ergreifender als tiefgründiger Weise behandelt worden. Ganz besonders eindrücklich stellt er mehrmals, zuletzt im Démon de Midi, die christliche der „Laien"-Moral gegenüber. Der Krieg gab ihm in seinen letzten Werken eine Fülle von Stoff zur Behandlung eigenartiger Konflikte, wobei er es nicht auf die großen internationalen Probleme von Völkerverständigung, Krieg und Frieden, sondern auf die intimen Fragen der Wiederanpassung des Kriegers an das bürgerliche Leben und die in den Spitälern sich abspielenden Tragödien abgesehen hat.

Der Zweiundachtzigjährige hat in seinem letzten Roman, La Laborantine, sich noch in die Arbeit dieses neuzeitlichen Berufs einzuleben verstanden und ein Mädchenschicksal von ergreifender Wahrheit dargestellt. Die medizinischen Probleme interessierten Bourget neben den juristischen und theologischen, und er hat in gründlichem Studium sich bemüht, in allen diesen Wissenschaften als ernst zu nehmender Dilettant leidlich zu Hause zu sein. Von seinem feinen Kunstverständnis, seinen Reisen in England, Italien und Amerika legen die älteren Bände beredtes Zeugnis ab. An den Geschicken seines eigenen Landes nahm er in zahlreichen Reden, die zu Bänden gesammelt wurden hervorragenden Anteil. Auf der Bühne erschienen Bearbeitungen seiner Romane, die er zusammen mit gewiegten Dramatikern herausgab. Von der Lyrik, die seinen Ausgangspunkt bildete, ist er in den Altersjahren mehr und mehr abgekommen. Sonst verraten seine Werke bis zum letzten Buch keine Spur abnehmender Schaffenskraft und Frische.

Bourget lebt vor allem weiter als der feine Psycholog und der Verfasser spannender und tiefgründiger Tendenzromane (romans à thèse). Freunde gehaltvoller französischer Lektüre, die nicht leicht, aber sehr gewinnbringend ist, werden auch in Deutschland, dem Bourget kühl und doch anerkennend gegenüberstand, gern nach diesen Büchern greifen. Das Ausland weiß vielleicht gerade im gegenwärtigen Augenblick den alten Kämpfer für Glauben, Kirche, Tradition und Familie mehr zu schätzen als seine engere Heimat, die in ruhigerer Zeit und im Abstand der Jahre die verdiente Anerkennung seiner hohen geistigen Leistung nicht versagen wird.

Le Brassus, Schweiz

Eduard Platzhoff-Lejeune

Blick in die Welt

Weltanschauung und Religion

Aussprache und Verständigung. Von dem Aufsatz „Kultur und Religion nach Winnig" (CW Nr. 2) fühlt sich der Verfasser der „Heimkehr" mißverstanden. Es handelt sich um folgendes: Bei seinen Studien über die Entwicklung der Baukunst kommt Winnig zu der Erkenntnis, daß die

materialistische Geschichtsauffassung irrig sei. Der Wandel der Baustile lasse sich nicht aus physischen Bedürfnissen, sondern nur aus einem Wandel der Glaubensanschauungen erklären. Er führt dies weiter durch eine Anzahl von Beispielen aus, in denen kulturelle Erscheinungen auf den Kultus zurückgeführt werden, und kommt zu der Verallgemeinerung: „Alle Kultur stammt aus dem Kultus." Es entsteht dadurch der Anschein, als habe er die materialistischen Gesichtspunkte einseitig durch kultische ersetzt. Dies ist aber nicht seine Absicht. „Alle gesittete Gemeinschaft und alles Menschliche im höheren Sinne wurzelt im Glauben an einen göttlichen Hintergrund, wird nur von dort genährt und muß verderben und sterben, wo es die Beziehung zu diesem Hintergrunde verliert." So formuliert er in einem Brief an mich seine Anschauung; ich schließe daraus, daß er den Begriff „Kultus" oben in weiterem Sinne als Religiosität faßt. Für die Beispiele, die dem Gebiet des Kultus im engeren Sinne entnommen sind, ist demgemäß das Religiöse des Ursprungs, nicht aber die Enge des Gebiets das Wichtige. Die Weite des religiösen Horizontes, zu der ich in meinem Aufsatz Winnigs Weg führen sah, würde also schon in seiner Grundanschauung gegeben sein.

Dann wird unser gemeinsamer Weg noch länger sein.

Gerhard Heine

Sprache des Religiösen. In der Februarnummer der „Literatur" (herausgegeben von W. E. Süskind) lesen wir erschütternd-wahre Sätze von Christian Tränckner (S. 221): „Weihnacht liegt hinter uns. Ich besuchte zwei Gottesdienste, in einer Dorfkirche, in einer Universitätskirche. Beide Prediger sprachen von der ‚Gnade Gottes, erschienen in Christus'. Dann ging ich durch die Straßen heimwärts. Im Schaufenster einer Buchhandlung hängt ein Bild ‚Maschine — Mensch': das Hirn Funkstation, das Ohr Radiospule, das Herz Pumpwerk, die Leber chemisches Laboratorium. Dahinter stehen Reihen naturwissenschaftlichen Antiquariats: Bölsche, Ostwald, Francé, all diese Kreuzungen von Wissenschaft und Weltanschauung, mit ihren Begriffen Materie, Energie, Atom, Mechanik, Schwingung, Leben. Ich besann mich: ‚Gnade'? So hatte der brave Bauernpriester gesagt: Wie Gott einst sich Israel zum Bundesvolk auserwählt, so die Gotteskinder in der Kirche, so das deutsche Volk in der neuen Zeit! ... Ich sann weiter. Wo Mechanik und Statistik, Lamettries L'homme machine und Comtes Savoir-prévoir und Darwins Entwicklung, Finalismus und Vitalismus und Quantenphysik — wo Natur, Denken und Handeln, Außen- und Innenleben ausschließlich bestimmt, ist kein Raum mehr für Gott da, geschweige denn für ‚Gnade'. Voraussetzungslose Wissenschaft und Weltanschauung heben die Begriffe Sünde und Gnade, Berufung und Heiligung, Buße und Glaube, Allmacht und Allwissenheit, Gerechtigkeit und Ewigkeit, alles dies kirchlich, christlich, religiös gedacht, auf. Sie werden sinnlos in dem Augenblick, wo der Mensch — nicht religionsfeindlich — aber gleichgültig gegen alles Metaphysische, wo ihm Religion, Christentum, eine Sphäre ohne Wahrheit nicht bloß, sondern ohne existenzielle Wirklichkeit geworden ist ...". — Und so schreibt Tränckner weiter, sieht mehr als die Zunfttheologen, spürt die Gefahren und nennt sie beim Namen und schreibt sich die Last von der Seele. Schade, daß man solche Stimmen heute suchen muß, recht lange manchmal, und sie am wenigsten in — kirchlichen Zeitschriften findet! Fehlt der Mut, die Einsicht oder die innere Freiheit zu solcher Sicht der Dinge?

Was will die junge Generation? Darüber weiß die „Internationale Zeitschrift für Erziehung" (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1936/1, S. 27) folgendes zu berichten: „Worin besteht die Eigenart jener Kraft, die uns bei jeder Berührung mit der Jugend entgegenschlägt? Es ist die Kraft, die sich im Kampf um den Sieg des Geistes erprobt. Diese Kennzeichnung trifft freilich nur dann zu, wenn wir folgenden umfassenden Geistesbegriff zugrunde legen: Geist ist nicht nur die gebündelte Kraft von Gefühl, Intuition, Verstand und Wille, sondern zugleich auch diejenige Ordnung, die uns als Einzelne an die ewigen Gesetze der Natur und des Kosmos bindet. Um den Sieg des so verstandenen Geistes kämpft die Jugend, für diesen Geist setzt sie sich ein. Die Kampfstellung der Jugend ist daher notwendigerweise eine doppelte; sie richtet sich gegen eine Generation, die zersplittert, tatenlos, ohne Disziplin und Führung lebte, und gegen ein Jahrhundert, das im wirtschaftlichen und geistigen Materialismus untergegangen war ..." — Einmal zugegeben, die Jugend verstünde den „Geist" ihrer Kraft so umfassend, wie hier dargelegt wird, so bliebe noch zu bedenken übrig, ob auch ihre „Kampfstellung" so summarisch sich kennzeichnen ließe. Wir bezweifeln das. Was man hier als „zersplitterte, tatenlose Generation" bezeichnet, besteht in Wirklichkeit gar nicht; Generation ist immer ein Ganzes im Lebensquerschnitt eines Volkes; dazu gehörten dann aber auch unsere Frontkämpfer und viele tapfere Deutsche der Nachkriegszeit; Generation läßt sich in keiner Weise mit einer „Klassenschicht" in Verbindung bringen. Also hier wäre aus Gerechtigkeitsgründen zur Vorsicht zu raten. Und dann erst das „Jahrhundert"! Welches Jahrhundert? Auch das Jahrhundert ist ein Ganzes, nicht teilbar nach gefälligen Beurteilungsgrundsätzen! Dieses Jahrhundert hat die Einung des Reiches, den Weltkrieg, die Zerschlagung des Reiches und den Kampf um den Neubau unseres heutigen Staates als Inhalt seiner letzten Hälfte! Wer ist hier das „Jahrhundert", gegen das gekämpft wird? Wo Kampfparolen ausgegeben werden und Verständnis bei Lehrern erweckt werden soll, müssen die Fronten deutlich herausgearbeitet werden. Sonst schlägt solcher Kampf gar zu leicht wertvolle Kräfte zu Boden, ohne deren Fleiß und Kraft, deren Mut und Tapferkeit wir selbst kein neues Jahrhundert schaffen und keine neue Generation darstellen würden.

„Gedanken zur religiösen Lage" entwickelt Ernst Wilhelm Eschmann im Dezemberheft der „Tat". „Die Theologie hat sich in der letzten Zeit nur damit beschäftigt, das zu betonen, was die Welt von Gott trennt. Es wäre an der Zeit, wieder das zu betonen, was sie verbindet." Das soll sie tun, indem sie die Vernunft wieder in ihr Recht einsetzt. Diese soll erstens Erkenntnisse der Wissenschaft, wie in der Psychologie die Lehre vom überindividuellen Urgrund der Seele, oder in der Biologie die von immer neuen Schöpfungsakten, in die Religion aufnehmen und auch darin Gottes Wort vernehmen. Sie soll zweitens, ohne die Bestimmtheit der christlichen Religiosität zu erweichen, den Wert und das Recht der nichtchristlichen Weltreligionen verstehen. Sie soll drittens den Protestantismus als die Entwicklung des gesamten geistigen Lebens seit der Reformation verstehen und den Staat als dem teilweise verwirklichten Christentum die Befugnis zugestehen. über die „Vollständigkeit der Religion" zu wachen. „Das bedeutet zunächst, daß keine theologische Richtung die andere verdrängen darf."

Der Aufsatz ist bezeichnend für die wachsende Gegnerschaft gegen die dialektische Theologie — die Eschmann allzu rasch als die Theologie der Gegenwart ansieht —, er ist ferner in mancher Beziehung der Beachtung und Erwägung wert, ist aber doch begrifflich nicht durchgearbeitet genug, um groteske Urteile wie das folgende zu vermeiden: „Die Entwicklung, welche durch die Zeiten das theologische Gefälle zwischen den Kirchen und der Volksgemeinschaft immer geringer werden ließ, ist im Wesen des Christentums begründet. Wer sie bestreitet, ist kein Christ, sondern der Gläubige einer bestimmten historischen Epoche." — Ach, Gott im Himmel, sieh darein, vielleicht ist er Ernst Wilhelm Eschmann und seiner theologischen Vernunft zum Trotz doch ein Christ. —h—

*

Kirche und Politik

Das Leben geht weiter. England trauert um seinen König. Der „Vater, Bruder, Freund seines Volkes", der „Vater des Vaterlandes" ist gestorben. So wurde, alter Tradition gemäß, beim Regierungsantritt des jetzigen Königs der Satz gesprochen: „Der König ist tot! Es lebe der König!" (ein aus dem Französischen überlieferter Satz). Er hört sich etwas hart an, dieser alte Satz, aber er entspricht doch mehr der Wirklichkeit. Das Leben draußen geht ja weiter, und der König muß an seinem Platz stehen. Und viele Worte sind noch zu sprechen, viele Weihen zu empfangen, bevor alles in rechter Ordnung weitergeht. So etwa die überlieferungsgemäße Erklärung, die auch der jetzige König abgeben mußte: „Im Angesicht Gottes bekenne, bezeuge und erkläre ich feierlich und aufrichtig, daß ich ein gläubiger Protestant bin und daß ich in Uebereinstimmung mit dem großen Zweck der Gesetze, die die protestantische Thronfolge sichern, die besagten Gesetze nach besten Kräften erhalten und stützen werde, wie das Gesetz es verlangt." Wie rasch der Alltag in kleinsten Kleinigkeiten sein Recht verlangt, zeigt etwa die erforderliche Aenderung des Gebetbuches der englischen Kirche, die bereits in einer der ersten Sitzungen des Kronrates beschlossen wurde

Alle Gebetbücher, die in Zukunft gedruckt werden, müssen Gebete für König Eduard und Königin Mary sowie für den Herzog und die Herzogin von York an Stelle der bisherigen Namen enthalten. Gleichzeitig werden die Geistlichen angewiesen, bis zum Erscheinen der neuen Bücher die vorhandenen Gebetbücher „mit der Feder zu berichtigen". Diese Entscheidung gilt für alle Stellen des Gebetbuches, die sich irgendwie auf den König, die Königin oder deren Nachkommen beziehen. Ja, es stimmt schon: „Der König ist tot! Es lebe der König!"

*

Forschungen und Fortschritte

Eine Photographie von Jesus? Es gibt gewisse Dinge auf der Welt, wo der Humor versagt, weil es unrecht wäre, ihn über solche Dinge siegen zu lassen. So geht es mir dieser Tage mit einer Buchanzeige: „Der Martertod Christi im Lichte der modernen medizinischen Wissenschaft. Entdeckung des wahren Porträts Christi." Die Innenseite des Umschlags propagiert: „Die Wissenschaft photographiert nach neunzehn Jahrhunderten das wahre Antlitz Christi und seinen Leib ... stellt alle Details seines Martertodes fest ... gibt ein Gesamtbild seiner Passion wieder ... in einer ganz neuen und verblüffenden (!) Art und Weise ... schildert in hinreißenden Worten ganz verblüffend die wissenschaftliche Entdeckung ... Uebersetzungen ins Deutsche, Englische, Tschechische, Slowakische, Italienische, Polnische, Ungarische ... Dies alles ist wohl der beste Beweis seiner (des Buches) Aktualität." — Nun haben wir also den „Beweis", daß Christus gelebt hat! Die katholische Kirche hat, wie wir wissen, eine große Sammlung heiliger Gegenstände von Jesus oder den Aposteln, von Märtyrern oder anderen Heiligen. Sie hat den Heiligen Rock in Trier (es soll auf der ganzen Welt eine beträchtliche Anzahl solcher geben), einige Holzsplitter vom Kreuze und auch das Leichentuch, worin der Leichnam des Heilandes gelegen haben soll. Es ist das berühmte Turiner Grabtuch, das zu Ende des vorigen Jahrhunderts schon einiges Aufsehen erregte, als es zum ersten Male photographiert worden war. Und nun die Ergebnisse aus obigem Werk: man bekam das Porträt Christi, den ganzen Leib, die Blutflecke der Hand- und Fußmale und noch manches mehr auf die Photoplatte. Und wie erklärt sich das? Alles sehr einfach, wenn man „aus der Hl. Schrift" weiß, daß das Leichentuch mit Aloe und Myrrhe getränkt worden war (vgl. Joh. 19, 39—40) und man mit dem Verfasser zu dem Schluß kommt, daß die Abdrücke auf dem Tuch auf die Weise entstanden, daß die Aloe durch die „alkalischen Ausdünstungen des Körpers in einen unlöslichen Farbstoff von Aleotin verwandelt wurde. Dieser (Farbstoff) bildet die Hauptunterlage der ganz rätselhaften und interessanten Erscheinung". (S. 25 a. a. O.) Man wird sich die Argumentationen nun ungefähr selbst weiter entwerfen können. Darauf können wir verzichten. Wir wollten unseren Lesern nur nicht vorenthalten, was „die Naturwissenschaften, die Anatomie, Physik, Chemie, Photographie, Medizin, Physiologie und vielleicht auch die Radiographie" — und ein kluger Katholik beigetragen haben, „um die Echtheit der hl. Reliquie von Turin zu bezeugen und zu verkünden" (S. 120). Was bleibt nun noch für den Glauben?

Was „Reklame" erreicht! Amerika ist lange Zeit für Europa die „Neue Welt" gewesen. Vielen Einzelmenschen auch jetzt noch. Aber die „Amerikanisierung" Europas hat merklich nachgelassen. Vielleicht sogar aufgehört. Interessant, was Colin Roß, der Mann mit dem schottischen Namen und dem deutschen Bekenntnis (S. 3), in seinem neuesten Reisebuch „Amerikas Schicksalsstunde" (F. A. Brockhaus, Leipzig) zu obigem Thema zu sagen weiß: „Die Schönheits- und Heilmittelfabrikation hat sich in den USA. zu einer gefährlichen Industrie, oder sagen wir lieber: zu einer Seuche entwickelt. Die Reklamemethoden dieser Industrie sind zum Teil direkt niederträchtig. Sie schleicht ihr Opfer, und das ist jeder mutmaßliche Käufer, an wie ein Raubtier. Sie umstricken es wie eine Spinne, sie schlagen es nieder wie ein Räuber. Kaufe, heißt es da, oder du wirst alt, du wirst häßlich, du stinkst, die Menschen werden dich meiden, dein Freund mag dich nicht mehr küssen, du wirst krank, du gehst elend zugrunde, du verreckst. Diese Seuche ist so schlimm geworden, daß die Bundesbehörden sich genötigt sahen, einzugreifen. Eigene Laboratorien haben all die Patentmedizinen, Heilpräparate, Schönheitsmittel untersucht und festgestellt, daß sie in ganz überwiegendem Maße nicht nur nichts nützen, sondern schädlich, ja teilweise höchst gefährlich sind. Die Todesrate, die auf das Konto dieser Industrien kommt, ist erschreckend hoch. Sehr interessant ist dabei übrigens, daß gerade ein Teil der Leute, die an diesen Mitteln erkrankten und starben, den betreffenden Firmen vorher Anerkennungsschreiben schickten, in denen sie die gute Wirkung ihrer Präparate lobten. Die hypnotische Wirkung dieses teuflischen Reklamefeldzugs war also derart stark, daß die Unglücklichen nicht nur zum Kauf gezwungen, sondern auch noch veranlaßt wurden, das Präparat zu loben, an dem sie dann in der Folge erkrankten und starben. Es gibt eine Theorie, die behauptet, daß die Amerikaner unter dem Einfluß von Landschaft und Klima sich ‚indianisierten'. Nun, die Reklametechnik dieser ‚Medizinmänner' hat unzweifelhaft manche Aehnlichkeit mit den Tricks und Praktiken indianischer Schamanen, nur daß diese vielleicht nicht derart skrupellos waren und ‚Zauberei' nicht gleich als Massenartikel vertrieben." (S. 33—34.)

Kosten der Kriegsberichterstattung! Eine Reihe englischer Zeitungsunternehmen haben die Kosten ihrer abessinischen Kriegsreportage veröffentlicht. Reuter gibt an, daß seit 1. Oktober 1935 wöchentlich 250 000 Mark ausschließlich für Telegramme hinsichtlich des Krieges in Abessinien verausgabt wurden. Daily Scetch, das besonders großes Gewicht auf guten Bilderdienst legt, hat für zwei Photographen in Abessinien ein Flugzeug gechartert. Kostenpunkt: 12 000 Mark im Monat. Hinzu kommen 110 000 Mark für die Lebensversicherung der Photographen und ihr Gehalt, für jeden von ihnen 3800 Mark im Monat. Die liberale News Chronicle gibt folgende Uebersicht über die Ausgaben für die Kriegsberichterstattung: Aussendung eines Korrespondenten nach Abessinien 1000 Mark, Tagesgelder an den Korrespondenten neben seinem Gehalt: 1800 Mark im Monat, für Bilder 3000 Mark im Monat, für Spezialreportage aus Rom und Genf 3000 Mark im Monat, und endlich Reuters Telegrammdienst vom Kriegsschauplatz 5600 Mark im Monat. Wie man sieht, opfert ein mittelgroßes englisches Blatt wie New Chronicle allein über 500 Mark täglich für die Berichterstattung vom abessinischen Kriegsschauplatz. (Zitiert nach „Zeitungswissenschaft", Heft 2, S. 81.) — oh —

Bücher und Schriften

Der 23. Psalm. Auslegung Luthers 1536. In hochdeutscher Uebersetzung von Lothar Przybilski. Leipzig, Dörffling und Franke 1935. 38 S. Kart. 1.20 M.

Eine Neuausgabe der Auslegung, die Luther seiner Hausgemeinde nach Tisch hielt, im Sprachgewande der Gegenwart. Der Herausgeber hofft, daß „seine Neubearbeitung die Liebe und Erfrischung andeuten, die er seelisch-gläubig empfing". Daß „nur der Gottes Mund sein könne, der Ohr Gottes geworden sei", bleibt etwas schwer vorstellbar.

Theodor Kühn

Markion der Unbesiegte. Geschichtlicher Roman aus dem 2. Jahrhundert nach Christus. Von Friedrich Andersen. Leipzig, Adolf Klein 1934. 400 S.

Seit Harnacks 1921 erschienenem Buch „Marcion, das Evangelium vom fremden Gott", hat man sich — wohl einem Zeitbedürfnis entsprechend — viel mit M. beschäftigt. A. nennt sein Buch „Markion der Unbesiegte" und will damit sagen: „Damals gelang es M. nicht mit seinen Gedanken durchzudringen, die römische Kirche vernichtete sein Werk. Auf die Dauer blieb Markion aber doch Sieger, denn, was er gewollt hat, wird heute von neuem gesucht." M.s Persönlichkeit, seine Entwicklung und seine christlichen Anschauungen bringt uns das Buch anschaulich nahe. Auch zeigt der Verfasser das Gegenüberstehen der zwei Richtungen im 2. Jahrhundert: M. wollte ein ganz reines Christentum ohne jede jüdische Beimischung und mit Ablehnung aller alttestamentlichen Schriften. In Christus sieht er den Sohn des höchsten, liebevollen, gütigen Gottes, den wir durch Christus allein kennenlernen können, im Gott der Juden aber einen dämonischen Halbgott, der wohl Weltschöpfer ist — jedoch einer bösen Welt — und im Kampf steht gegen den höchsten Gott, den Vater Christi. Die andere Richtung aber, die in die allgemeine katholische Kirche hineinmündete, sieht den Weltschöpfer des Alten Testaments als den Vater Christi an, die religiöse Offenbarung des Judentums als die Vorbereitung auf das Christentum. M. ist unserer Zeit wieder ganz nahe. Daher wird viel

über ihn geschrieben. Vielleicht auch deshalb, weil man spürt, wie es M. schon empfand, daß das reine Christentum irgendwie verschüttet ist. Statt aber die Schuld daran in der menschlichen Schwäche vor allem zu suchen, die die ganz großen Forderungen des Christentums nicht ertragen kann — noch nicht! —, sucht man die Schuld in einer geschichtlichen Verfälschung des Christentums, wie M. sie bei den Juden suchte. A. schreibt sogar: „Wenn Markion damals gesiegt hätte, so hätte es vielleicht nicht eines Luther bedurft und die Kirche wäre vor einer fast 1400jährigen Fehlentwicklung bewahrt worden." Darauf möchte man erwidern: Ist Gott Herr der Geschichte, dann braucht er auch die scheinbaren Fehlentwicklungen, um sein Reich erst recht zu verwirklichen. Aber A. bringt uns eine Persönlichkeit und eine Zeit lebendig nahe, die grundlegend waren für die gesamte Kirchengeschichte. Maria Rhine

Gott und der König. Friedrichs des Großen Religion und Religionspolitik. Herausgegeben von Hans Jessen. Berlin-Steglitz, Eckart-Verlag. 234 S., geb. 2.85 M.

Der große König ist in seiner Jugend streng religiös erzogen worden, auch nicht ohne theologische Interessen gewesen, und es bleibt merkwürdig, daß sein Vater, dem die strenge Lehre von der doppelten Prädestination ebenso bedenklich war wie Wolffs Determinismus, den in Küstrin gefangenen Sohn dringlich bearbeiten ließ, von diesem Dogma abzustehen. Wie ernst dieser es vertreten hatte und ob es ihm dann mit dem Widerruf ganz ernst war, bleibe dahingestellt. Es ist seine Denkweise wohl auch sonst nicht immer ganz gleich geblieben, aber klar sind dann durch ein halbes Jahrhundert hindurch der Grundsatz der Toleranz, die Abwendung vom christlichen Dogma, Abneigung gegen alles Pfaffentum und Schätzung der Religion als einer Macht sittlicher Volkserziehung. Einiges ist wenig bekannt, aber interessant, so, daß nach dem zweiten schlesischen Krieg das Gerücht ging, Friedrich wolle katholisch werden; im allgemeinen aber sahen seine evangelischen Untertanen in ihm den Schützer des Protestantismus gegen die immer noch von Oesterreich her drohende Gegenreformation. Daß er zwar die Staatskirche festhielt, aber gegen byzantinisches Wesen war, ehrt ihn; den „allergnädigsten König und Herrn" im Kirchengebet ersetzte er durch „Deinen Knecht, unsern teuersten König", und die Pflichttreue dieses Zweiflers auf dem Throne war ein besserer Gottesdienst als die Orthodoxie seines unerfreulich lebenden Nachfolgers. M

Der Friederle von Möttlingen — Vater Stanger, der Begründer der Rettungsarche (1855—1934). Ein Charakterbild. Von Johannes Schlatter, Pfarrer in Zürich. Basel und Leipzig, H. Majer 1935. 112 S. Kart. 1.45 M.

Ein vom Land stammender Arbeiter, der dem Trunk ergeben ist, erlebt auf dem Boden des kirchentreuen württembergischen Pietismus eine völlige Umwandlung. In seiner Heimat (dem ersten Wirkungsort des älteren Blumhardt) gründet er danach die „Rettungsarche", ein Erholungsheim, in dem unter seiner Behandlung im Lauf eines Vierteljahrhunderts eine große Zahl von seelisch und leiblich schadhaften Menschen wieder zurechtkommt. Grundehrlich, von ungeschminkter Offenheit gegenüber seinen Gästen (die er alle mit Du anredet), ist er mit der Fähigkeit, innere Unordnung zu erkennen und ihr abzuhelfen, und mit der Gabe, zu heilen, ausgerüstet. Schlatter macht sich gegenüber einem legendenhaften, nach der einen oder anderen Seite getrübten Bild die Aufgabe, den wirklichen Stanger zu zeichnen, und mir scheint, daß ihm das auch gelingt. Zugleich ergänzt er den gewissermaßen nur den Rohstoff gebenden, viel von Gesichten und göttlichen Stimmen erzählenden „Lebenslauf" (Selbstverlag der „Rettungsarche", Möttlingen, Württemberg), in dem Stanger selber seinen Gang bis zur Entstehung der „Arche" berichtet. Wer in den Dingen des Glaubens Wesentliches und Unwesentliches zu scheiden vermag, wer insbesondere auch Sinn für die persönlichen, geschichtlichen und stammlich-volklichen Erscheinungs- und Ausdrucksformen solcher Männer hat, der wird die Schrift mit Teilnahme lesen, und sie wird ihm allerhand zu denken und zu lernen geben, auch wenn er manches anders sieht als Stanger selber und Schlatter. Otto Wilhelm

Carl Bertelsmann. Von H. Mohn. Gütersloh, Bertelsmann. 112 S. mit Bildern. 1.50 M.

Eine — nicht „Fest"-, sondern Gedenkschrift zum 100jährigen Bestehen des bekannten Verlags. Den Hauptinhalt bilden Lebensgeschichte und Briefe des Gründers des Hauses, der, geborener Westfale, 1812 von Berlin nach Schlesien wanderte, dann aber in der Heimat mit seiner Lithographie Buchdruckerei und Verlag verband. Er und seine Nachkommen — der jetzige Inhaber, der Verfasser des Buches, ist B.s Urenkel — haben die kleine Stadt des kirchlich lebendigen Ravensberger Landes weithin bekannt gemacht; neben Werken der Brüder Grimm und anderer germanistischer Literatur sowie Jugendschriften hat der Verlag namentlich Theologie gepflegt: Zöcklers Beweis des Glaubens, die Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, Schriften Cremers u. a., viele Missionswerke, die Zeitschrift für systematische Theologie erschienen oder erscheinen hier, und wie das Haus seinen Charakter gewahrt hat, so ist diese Gedächtnisschrift in ihrer Würde sehr anziehend. M

Gestalten an der Zeitwende. Von Hans Joachim Schoeps. Berlin, Vortrupp-Verlag 1936. 77 S.

Der Verfasser stellt drei Gestalten um die Jahrhundertwende vor unser geistiges Auge: Jakob Burckhardt, den Künder der geschichtlichen Vergangenheit, Friedrich Nietzsche, den Kämpfer um eine neue Welt, Franz Kafka, den Prager Dichter (1883—1924), dessen Romane die tragische Situation des modernen Menschen offenbaren. Bei der Betrachtung dieser der Vergangenheit angehörenden Männer fällt zugleich manches Licht auf gegenwärtige Strömungen, auf heutige Fragen nach dem Menschen und nach Gott, auf heutige Parolen im Kampf gegen das Christentum. Der Standpunkt des Verfassers wird unter anderem aus dem Satz deutlich: „Das 19. Jahrhundert neigte seinem Ende zu, ein einziges großes Zerstörungswerk war vollbracht, begonnen mit Luthers Attentat auf die Sakralkultur des Mittelalters und beendet mit der naturwissenschaftlichen Entzauberung der Geistigkeit des Menschen." Hermann Steiner

Die Frage nach der Kirche. Von Johannes Eger. Leipzig, Heinsius 1935. 59 S. 1.20 M. — **Der nationalsozialistische Staat und die evangelische Kirche.** Von demselben. Ebd. 46 S. 1.20 M.

Die erstgenannte Schrift enthält drei sehr lebendige Vorträge. Der letzte, über die Gestalt der Kirche, handelt anschaulich von Missionskirche, Volkskirche, Freikirche, diese und alle andern Formen in ihrer Bedeutung nicht überschätzend, aber mit guten Worten über Recht und Wert der Volkskirche. Die anderen beiden, über Wesen und Aufgabe der Kirche, werden nicht bloß wegen Egers heutiger Stellung — er leitet die altpreußische Landeskirche —, sondern auch wegen der Entschiedenheit beachtet werden, mit der er für seine Thesen eintritt: Kirche etwas Gewachsenes, nicht von Menschen Gemachtes. Wenn die Aufgabe der Kirche nur sein soll, Gottes Wort zu predigen, so fragt man, ob nicht, wie Gott oft durch Taten zu uns spricht, auch für die Mitmenschen die Taten der Christen oft wichtiger sind als unsere Worte, woraus sich eine andere Fassung der Aufgabe der Kirche ergäbe. Wie wenig Eger aber eine tote Predigt will, dafür sind bezeichnend seine ernsten Worte über Wahrheit und Wahrhaftigkeit: „Darum muß es immer noch erträglicher erscheinen, und zwar für die Kirche erträglicher erscheinen, wenn das Evangelium verkürzt, gefärbt, ja wohl gar verfälscht verkündigt wird mit persönlicher Wahrhaftigkeit, als daß es lauter und rein gepredigt wird mit persönlicher Unwahrhaftigkeit." Die etwas ältere, oben an zweiter Stelle genannte Schrift ist bei verwandter Grundhaltung in ihren Formulierungen manchmal schärfer; das reizt bisweilen zum Widerspruch („Das Evangelium ist keine Religion"), aber manche sind sehr eindrücklich („Das Christentum wird nicht dadurch vollkommen, daß es sich vom Volkstum löst, noch hört es auf, Christentum zu sein dadurch, daß es sich mit dem Volkstum verbindet"). M

Christus heute. Deutsche Predigten. Von Wilhelm Koester S. J. Frankfurt a. M., Karolusverlag 1935. 86 S. 1.60 M.

Eine bedeutsame katholische Stimme zu den Gegenwartsfragen. Diese 24 Predigten zeichnen sich aus durch gedrängte Kürze, schwungvolle Sprache, großen Gedankenreichtum, praktischen Sinn, anziehende Themata und manchen echt evangelischen Gedanken. Vergleicht man sie mit den Schriften jesuitischer Autoren vor 50 Jahren, so staunt man und freut sich darüber, wie auch der Jesuitismus allmählich gelernt hat von protestantischer Kultur, von unsern deutschen Klassikern, von deutschen Journalisten und evangelischen Theologen. Soweit irgend möglich kommen diese Predigten dem deutschen und dem modernen Empfinden entgegen und betonen, was die

ernste Zeit wieder zur Geltung bringt: religiöses Gefühl, Rassenbewußtsein, Familiensinn, Sippen- und Volksverbundenheit, die Freude am Kinde, natürliche Kraft und Freudigkeit usw. Worte des Führers werden mehrfach zitiert. Ueber Klassenkampf, Liberalismus, Relativismus, Aufklärung finden sich manche harte Urteile. Die Konfessionsunterschiede werden bedauert und zurückgestellt: „katholisch, evangelisch, das ist nun einmal so, aber sie sind doch deutschen Blutes, sie alle, und sie sind dessen froh" (37). Jede scharfe Polemik ist vermieden. Aber in begeisterten Hymnen wird neben echten evangelischen Wahrheiten das katholische Kirchenwesen gepriesen. Gewarnt wird vor dem Besuch evangelischer Gottesdienste (70 f.). Die „wahre, unverfälschte und unverkürzte Lehre" Jesu Christi ist nur die „christkatholische", vom Papst vertretene Lehre, und die einzige „Kirche" ist die römisch-katholische, deren Ansprüche trotz aller weitherzigen und rhetorischen Wendungen durchaus aufrechterhalten werden. Wenn die Schärfen und Gegensätze verschwiegen werden oder abgeschliffen und durch eine Fülle poetischer Worte verdeckt sind, so bedeutet das keine wirkliche Auseinandersetzung mit dem Protestantismus, noch weniger seine Anerkennung, sondern den Versuch, die katholischen Christen auch im Sturm der Gegenwart festzuhalten. Ich empfehle jedem evangelischen Theologen aufmerksames und gründliches Studium dieser Predigten. Wilhelm Bornemann

Deutsche Gespräche von ewigen Dingen. Berlin-Steglitz, Eckart-Verlag. 171 S.

Gespräche von Hutten bis zu Paul Ernst. Das Huttensche ist polemisch-kirchenpolitisch, die andern gelten mehr innersten Fragen, Glaubensfragen, und wenn in dieser Reihe Hans Sachs, Johann Rist, Freylinghausen, Lessing, Herder, Hebel, Claudius, Schleiermacher, Radowitz erscheinen, so ist Inhalt und Art dieser Gespräche und der Schriftsteller sehr mannigfach, aber das Ganze gibt eine ernste Harmonie solcher, die das Ewige suchen, jedoch, auch wenn sie es fest haben, nicht hochmütig davon sprechen. M

Traureden. 2. Sammlung. Von Joseph Rüling. Leipzig, Heinsius 1935. 64 S. 1.40 M.

Ausgezeichnete, kurze, packende Reden, ohne jede Schönrednerei, aus der Tiefe des Evangeliums schöpfend und auf die Verhältnisse des wirklichen Lebens bezogen. Man möchte wünschen, daß überall mit solchem Ernst jungen Paaren ans Herz gelegt würde, worauf es in der Ehe ankommt und worin das wahre Glück der Ehe besteht. Johannes Jansen

Ins Leben hinaus! Ein Konfirmandenbüchlein von K. A. Busch. 5. Aufl. Dresden 16, Püschel, o. J. 48 S.

Das handliche Heft des Dresdener Pfarrers ist — im ganzen betrachtet — ein gutes Hilfsmittel in der Hand der Konfirmanden. Es bietet im ersten Drittel in ganz knapper Form das Wichtigste über Kirche, Gemeinde und Bibel. Den Hauptraum nimmt die Darstellung des christlichen Lebens ein. Im einzelnen ergeben sich allerdings einige Beanstandungen: so z. B. die Einreihung der „Deutschen Glaubensbewegung" unter die Sekten. Auf Seite 14 kommen die Propheten und auf Seite 15/16 das Johannesevangelium zu kurz; auch was über den Evangelischen Bund gesagt wird, ist zu dürftig. Die Definition der Arbeit auf Seite 18, Zeile 13 von unten, ist zu eng, und auf Seite 15, Zeile 26, ist 100 statt 1000 zu lesen. Anerkennung verdient das Bestreben, dem freiheitlichen Christentum einen Weg zum Herzen der Jugend zu bahnen.
Henri Bouché

Saul. Roman von Josef Wenter. München, Verlag R. Piper 1935. 615 S. Kart. 5.20, Leinen 6.40 M.

In einer schlichten und nüchtern großen dahinschreitenden Sprache, in die sich ohne jeden Bruch Sätze des Alten Testamentes fügen, erzählt Josef Wenter die Geschichte von Saul und David. Er hat zu der biblischen Geschichte nichts hinzugetan und nichts davongenommen. Er hat nicht einmal etwas hineingedeutet, während er die karg umrissenen Gestalten der Bibel zu einem greifbaren Menschendasein weckte. Er hat nur die verborgenen Fährten hier und da in der spröden Geschichte aufgespürt und ist ihnen mit einer unbeirrbaren Klarheit nachgegangen. Er hat die einzelnen Sätze der Bibel ganz ausgehorcht und hat aus ihnen seine Menschengestalten wachsen lassen. Es ist ein Zeichen für seine dichterische Kraft, daß er nicht ein einziges Geschehen der Bibel umzubiegen braucht um der Art seiner Gestalten willen; sie sind so, daß sie immer so handeln müssen, wie es von ihnen geschrieben steht. „Aber Michal, Sauls Tochter, hatte den David lieb —", heißt es in der Bibel. Josef Wenter formt aus diesem kleinen Satz eine honigsüße und psalterholde Liebesgeschichte und eine Mädchengestalt von fast unnahbarem Zauber, aber die Liebesgeschichte und die Gestalt der Michal gehören unmittelbar der Welt des Alten Testamentes an. So auch Saul in seinem Aufruhr wider den Herrn, so auch das „Süßholz" David und alle die herrlichen Gestalten, die zugleich menschlich nahe und Gestalten eines Mythus sind. Herrlich auch das Land und der Himmel dieser Geschichte. Aber es ist mehr da als nur eine farbenprächtige und phantasiereich ausmalende Nacherzählung der Geschichte von Saul und David. Josef Wenter hat das begriffen, woran die meisten dichterischen Nachbildungen alttestamentlicher Geschichten scheitern: daß die Geschichte des jüdischen Volkes und seiner Führer immer eine Geschichte mit Gott ist, daß Gott hier handelt und nicht der so oder so beschaffene Mensch, daß Gott hier handelt, auch in der Finsternis eines Saul und wider alle menschliche Vernunft. Josef Wenter hat das nicht nur begriffen, er hat das in den Menschen und Geschehnissen seines Buches gestaltet. So sehr ist er jenem Gott nahe gekommen, daß ihm jene nahezu unheimlich kühne Szene gelingen konnte, wo David in der Höhle vor Saul seinen Gott ein wenig „am Bart zupft". Wie sich dieser Gott darstellt in Saul, in David, in Michal und in Samuel, und wie von letzter Einfalt die Gespräche um diesen Gott sind, das ist nur einem Dichter zu schauen und geben möglich. Josef Wenter hat eine Geschichte der Bibel nacherzählen wollen, dabei ist ihm, wohl gerade weil er so bescheiden ans Werk ging, eine starke Dichtung gewachsen.

Der Verfall der von der Bibel her bestimmten Kunst ist doch wohl nicht allein einer vor den letzten Dingen ausweichenden Schwäche des Künstlers zuzuschreiben, sondern zumindest in dem gleichen Maße einem Versagen des aufnehmenden Menschen. Darum empfehlen wir diesen Roman — der Kraft genug hat, aus sich selbst zu wirken — der Verantwortlichkeit eines christlichen Leserkreises. Und wie viel kraftvoller als alle theoretische Auseinandersetzung zeugt diese Dichtung für die ungebrochene Lebenskraft des Alten Testamentes! Johann Heinz Beckmann

---

Chronik

Staatliche Vorgänge

Während die öffentlichen Schulen in Preußen 1935 von 4 908 852 Schulkindern besucht waren, fast 100 000 weniger als im Jahre vorher, besuchten 19 852 gegen 17 532 Privatschulen, davon 7276 (gegen 4865) jüdische, 7202 katholische und 5138 evangelische. FZ 29. 1.

Auf Wunsch amerikanischer und englischer Sportkreise werden in der Nähe der Olympischen Spiele Gottesdienste und religiöse Vorträge veranstaltet werden. PrBl 3

Nach der Neuordnung des deutschen Schwesternwesens wird es künftig nur noch fünf große Schwesternverbände geben: die NS-Schwesternschaft, die freiberufliche Schwesternschaft unter Leitung der NSV, die Diakoniegemeinschaft (Innere Mission), die Ordensschwestern (Caritas) und die Rote-Kreuz-Schwesternschaft. Eine Reihe freiberuflicher Schwestern, die keinem Verbande angehören, arbeiten noch in den Anstalten der Inneren Mission oder als Gemeindeschwestern in den Kirchengemeinden. Sie müssen sich einer der innerhalb der Diakoniegemeinschaft bestehenden Gruppen anschließen oder sich in die „Freie Schwesternschaft" eingliedern. epd 12. 2.

In München und Nürnberg sind auch in diesem Jahre die Neuanmeldungen zur Gemeinschaftsschule gestiegen. Ihr werden in München 65 % aller Schüler angehören, von den Neugemeldeten mehr als 68 %, in Nürnberg 81 % (6 % kommen in die evangelischen, 12 % in die katholischen Schulen). Die Konfessionsschulen verlieren einen großen Teil ihres bisherigen Bestandes; zum Teil wird nötig sein, dort Jahrgänge zusammenzulegen, wodurch die Leistung der Schule gemindert wird. In Nürnberg wurde ein Flugblatt des evangelisch-lutherischen Dekanats, das sich gegen die Gemeinschaftsschule richtete, beschlagnahmt.

Reichsminister Kerrl vor den Amtsträgern der NS-Frauenschaft in Hannover: Die Frage menschlichen Suchens und Sehnens: Woher kommen und wohin gehen, habe endlich ihre Erfüllung gefunden in dem schlichten namenlosen

Zimmermannssohn aus Nazareth, der auch durch sein Leben die Wahrheit seiner Erkenntnis erwiesen habe. Parallel das deutsche Sehnen nach der großen Volksgemeinschaft in dem namenlosen Gefreiten des Weltkriegs. Der wahre Nationalsozialist müsse Glauben haben und könne nicht gottlos sein, es komme aber auf den Glauben an und nicht auf die Paragraphen eines Bekenntnisses. Das Reich Gottes ist um uns, und durch unser Blut spricht Gott selbst zu uns, was wir zu tun haben. Beugen wir uns unter diesen Willen, so kommen wir zu wahrer und wirklicher Freiheit. „Unsere Religion ist Deutschland" kann nur heißen, daß Deutschland die uns von Gott gestellte Aufgabe ist. Schon in diesem Leben wollen wir seinen Willen erfüllen, auf daß wir leben, und wenn wir auch stürben. FZ 22. 1. — Die Vorläufige Kirchenleitung hat dem Minister auf diese Rede eine Antwort überreicht. Rf KZ 5

„Der Punkt 24 (des Parteiprogramms) besagt, daß wir positiv zu dem stehen, was im Christentum an Positivem es für uns zu finden gibt." Der Frankfurter Student, Organ der Gaustudentenbundesführung der Frankfurter Studentenschaft des NSDStB. JK 2

„Sicher ist, daß der Religionsunterricht an den Schulen christlich sein muß, eben weil die Partei diesen Standpunkt vertritt. Wer also öffentlich das Christentum angreift, greift damit das Parteiprogramm an." Regierungsdirektor Zander, Leiter des höheren Schulwesens in Berlin-Brandenburg in „Nationalsozialistische Erziehung" 1935, 47. PrBl 3

Der Leiter der Freien evangelischen Gemeinde in Hamburg, Friedrich Heitmüller, erhielt Redeverbot und Beschlagnahme seiner Druckschriftenfolge „Religiöse Irrtümer der Gegenwart" (1. Die neue Religion, 2. Der neue Gott, 3. Der neue Christus). Evang 3

Der evangelische Pfarrer G. Althaus in Timmerlah (Braunschweig) wurde, weil er im Konfirmandenunterricht den Konfirmanden gesagt hatte, sie sollten sich nicht „an dem Geschrei gegen die Juden beteiligen", gebetet hatte: „Gott schütze das arme gehetzte Volk der Juden" und den Konfirmanden für den Beginn des Unterrichts den Hitlergruß untersagt hatte, zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Er war in allen Punkten geständig. Der Staatsanwalt hatte ein Jahr Gefängnis beantragt. In der Urteilsbegründung heißt es u. a.: „daß das Volk kein Verständnis dafür hat, daß ein Teil der Geistlichen es für richtiger hält, seine Kraft in unfruchtbarem, unchristlichem Hader um umstrittene Dogmen zu verzetteln, anstatt zu bedenken, daß der Führer des deutschen Volkes einer jener Großen ist, den Gott mit großen Aufgaben für sein Volk und die ganze Welt beauftragt hat." FZ 8. 2.

Oekumenisches

Der Internationale Kongreß für kalvinistische Theologie soll 15. bis 18. Juni in Genf stattfinden. Redner u. a. Peter Barth, Eduard Thurneysen, Pfarrer Gros, Zürich, Ministerpräsident Colijn, Holland, Professor Lecerf, Paris, Pastor Langenohl, Deutschland, Rev. Leigh Hunt, England. Rf Schw Zt 5

Die deutsche Pro-Deo-Kommission ruft alle Kirchen der Welt auf, die Eingabe des Vorkämpfers gegen bolschewistischen Atheismus, Pastor Krop in Rotterdam, an den Völkerbund über die grauenvolle Lage der evangelischen Geistlichkeit in der Sowjetunion, im besonderen über das noch ungewisse Schicksal der drei zum Tode verurteilten Pastoren Wilhelm Lohrer, Ralf Jürgen und Simon Kludt, zu unterstützen. FZ 23. 1.

Deutsche Evangelische Kirche

Der Reichskirchenausschuß hat eine neue Disziplinarordnung beschlossen. Es wird eine Disziplinarkammer und ein Disziplinarhof der Deutschen Evangelischen Kirche gebildet. Letzterer ist die Berufungsinstanz für landeskirchliche Disziplinarverfahren. Die Disziplinarordnung gilt für die Dauer der Tätigkeit des Reichskirchenausschusses und darüber hinaus bis zur endgültigen Regelung durch die dann zuständigen Organe der Deutschen Evangelischen Kirche. Die Selbständigkeit der Landeskirchen in ihrem Bekenntnis bleibt gewahrt.

D. Eger in einem Rundbrief: Daß beim Scheitern unserer Arbeit die Trennung von Kirche und Staat kommt, ist mehrfach ausgesprochen worden. Wir müssen uns klarmachen, was das heißt. Das heißt nicht die volle Freiheit der Kirche vom Staat, sondern das bedeutet die Auflösung der Kirche als Körperschaft des öffentlichen Rechts mit der Entziehung des Kirchensteuerrechts und aller anderen Vorzüge, die nur der Staat der Kirche geben kann. Das Evangelium gehört nicht in die Ecken und Winkel, sondern in die Oeffentlichkeit. Es heißt dem Evangelium Abbruch tun, wenn wir es aus der Oeffentlichkeit zurückziehen. Dazu brauchen wir ein entsprechendes Kirchentum. ED 4

Der Reichskirchenausschuß hat seinen Erlaß vom 26. 10. betreffs Ueberlassung der Kirchen für Minderheitsgottesdienste dahin erläutert, daß der Antrag dazu nicht von außerhalb der Kirchengemeinde befindlichen Gruppen oder Vereinigungen, sondern aus der Gemeinde selbst kommen muß. PrBl 4

Nach einer Vereinbarung des RKA mit der Reichsmusikkammer dürfen deren Anordnungen nicht in die dienstliche Tätigkeit der beamteten und angestellten Kirchenmusikbeamten eingreifen. Maßnahmen gegen Berufskirchenmusiker sind nur im Einvernehmen mit der zuständigen Landeskirchenbehörde zulässig. Personen, die nebenamtlich einer kirchenmusikalischen Tätigkeit nachgehen, sind von der Verpflichtung, der Reichsmusikkammer anzugehören, befreit.

Nach Anordnung des Reichsobmannes des Evangelischen Männerwerks, Landesbischof Johnsen, sollen alle an politische Demonstrationen erinnernden Formen der öffentlichen Arbeit des Männerwerks (Aufmärsche, Stiftungsfeste usf.) aufgegeben werden. FZ 2. 2.

„Die Seelenhaltung des Christentums und die aus nationalsozialistischer Weltanschauung geborene Lebenshaltung, sie gehen so gut zusammen, daß wir als Deutsche heute kaum zu fassen vermögen, wie der christliche Glaube sich einst mit einer anderen Weltschau verbinden konnte als mit dem Nationalsozialismus, der deutschen Weltanschauung." Pos. Christ. 15. 12. 35. JK 2

Landeskirchen

Die Kreissynode Elberfeld wehrt sich gegen die Einführung des Karneval in das evangelische Wuppertal, das Notstandsgebiet sei. PrBl 5

In der Kirchengemeinde Berlin-Dahlem, der reichsten Kirchengemeinde Groß-Berlins, in der u. a. Pfarrer Niemöller wirkt, ist von der Finanzabteilung des Evangelischen Oberkirchenrats ein Bevollmächtigter eingesetzt worden, weil die Gemeinde die provinzialkirchliche Umlage nicht gezahlt hat.

Der sächsische Landeskirchenausschuß hat angeordnet, daß die dem Landeskonsistorium, dem Feststellungsausschuß und dem Landesbischof obliegenden Befugnisse nach § 9 des Pfarrwahlgesetzes vom Landeskirchenausschuß wahrgenommen werden. JK 3

Ein Aufruf aus Nassau-Hessen, unterzeichnet u. a. von den Pfarrern Manz, Erich Meyer, Eschenröder, Professor Julius Richter, Frankfurt a. M., ruft zu Befriedung und Aufbau der Kirche auf: „Wir stellen uns hinter die Treuhänderarbeit des Reichskirchenministers und des Reichskirchenausschusses; wir wollen eine Deutsche Evangelische Kirche, wir wollen sie als Volkskirche."

Der Oberkirchenrat in Baden hat die Anordnung vom 7. 11. 34 aufgehoben, die bis auf weiteres die Abhaltung von Pfarrkonferenzen und Bezirkssynoden untersagte. ED 5

Aus einem Rundschreiben von Bischof Meiser vom 9. 1.: Die Haltung der Führer der preußischen Bruderräte und der Reformierten gegenüber den Kirchenausschüssen werde von den Vertretern von Bayern, Württemberg, Hannover, Sachsen, Thüringen, Nassau-Hessen, Hessen-Kassel und einem Vertreter Westfalens nicht geteilt. Meiser wendet sich 1. gegen eine Union auf Grund der Bekenntnisse von Barmen, Dahlem, Augsburg, 2. gegen den Kirchenbegriff von Asmussen, 3. gegen eine gesetzliche Methode, das Recht und die Ordnung der Kirche aus der Bibel zu entnehmen; dies müsse vielmehr unter Berücksichtigung der jeweiligen Lage geschehen. Die Kirchenausschüsse hätten ihre Berechtigung allein in den zerstörten Gebieten. An den Kirchenausschuß werden folgende Forderungen gestellt: 1. Das Bekenntnis muß gewahrt und Irrlehre nicht als gleichberechtigt in der Kirche behandelt werden; 2. Der Beschränkung der kirchlichen Verkündigung und der christentumsfeindlichen Beeinflussung des Volks muß mit Nachdruck entgegengetreten werden. EDK 4

Gruppenbewegung

Bischof Ammundsen äußert sich im Rahmen eines berblicks über die kirchliche Lage über die Bewegung, bei : besondere Gefahren (Selbsterlösung, ständiges Betonen s Erlebten) vorlägen, aber das Neue habe sich in einzelnen meinden in glücklicher Weise in das Gemeindeleben eingürgert. ED 5

Katholische Kirche

Die in Deutschland für die katholischen Missonen gesammelten Gelder werden in der Weise ansferiert, daß für die eine Hälfte die Missionen, für andere der Vatikan Waren aus Deutschland (z. B. Bücher) ziehen. FZ 5. 2.

Der Erzbischof von Mailand in einer Ansprache: Wir sind Gottes Mitarbeiter am Missionsfelde und besonrs jetzt, wo die italienische Fahne auf den abessinien Schlachtfeldern siegreich das Kreuz Christi vorntrágt, um die Ketten der Sklaverei zu brechen und den erkündern des Evangeliums den Weg zu bahnen." JK 3

Der von der außerordentlichen Bischofskonferenz in ulda (8./9. Januar) beschlossene Hirtenbrief enthält eine elehrung über das Sakrament der Ehe und ein Hirtenwort r die Kanzel gegen die Verächtlichmachung des Christentums d des katholischen Glaubens durch falsche Darstellungen seier Geschichte und Gegenwart in Büchern, Zeitschriften, Zeingen, Heimabenden, Schulungslagern. Die Lektüre solcher ücher wird verboten. Die Bischöfe wollten dem Volk einen ulturkampf ersparen, wüßten aber auch, daß nichts nversucht bleibe, um Kirche und Glauben in Verruf zu brinen und der Jugend das christliche Glaubensleben zu veriden. DEK 4

Das Apostolat des Gebets hat zu einer Gebetswoche u. a. für die Rückkehr der Lutheraner und er anderen Protestanten Europas zur heiligen römischen Kirche aufgerufen. ED 4

Verurteilt wurde der Domvikar Moschner in Breslau, Diözesanpräses der schlesischen katholischen Juendvereine, wegen Aeußerungen gegen leitende Persönlichkeiten des Staats und der NSDAP und weil er in einer religiösen Versammlung Angelegenheiten des Staats in einer den Frieden gefährdenden Weise behandelt habe, zu 600 Mark; das Gericht sprach aus, wenn er das Recht der Erziehung für die Kirche allein beanspruche und das Recht des Staates verneine, so trage das Unfrieden in die Bevölkerung. FZ 30. 1.

Kaplan Kenter in Dresden wurde wegen Weitergabe sozialistischer Schriften, die sich gegen den Staat richten, zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.

Andere religiöse Vereinigungen

Evangelisch-(alt-)lutherische Gemeinden in Preußen gibt es 182 mit 188 Predigtorten. Aufgenommen wurden 336 Unierte, 1 Reformierter, 38 Katholiken, ausgeschieden sind 464 in die Union, 32 in die reformierte, 5 in die katholische Kirche. ED 4

Viktor Swoboda, früher Gauleiter von Groß-Berlin des ehemaligen Tannenbergbundes, hat sich der DG angeschlossen.

„Durchbruch" vom 4. 1.: „Kampf für die Kirche ist Kampf wider das Volk."

„Heiliger Quell" 21 zu § 166 (Schutz der religiösen Empfindungen): Es gibt nichts Feindlicheres gegen den deutschen Menschen, das deutsche Volk und den deutschen Staat und deren Lebensgestaltung nach den Anforderungen des Rasseerbguts und gesunden Seelengesetzen, als die christliche Fremdlehre. Nicht sie, sondern der deutsche Mensch, das deutsche Volk und der deutsche Staat bedürfen des Schutzes vor ihr. PrBl 5

Artur Dinters „Deutsche Volkskirche" hat in Homburg v. d. H. ein großes Anwesen erworben, auf dem unter dem Namen „Wartburghaus" ein Schulungsseminar errichtet werden soll.

Europäisches Ausland

Pfarrer Konsenior Gerhard Fischer in Thening hat im Disziplinarverfahren vor dem Ausschuß der Wiener evangelischen Superintendenz wegen Vervielfältigung mit der Schreibmaschine und Versendung in sieben Exemplaren seiner Schrift „Meine Bedenken gegen den Eintritt in die Vaterländische Front" eine Rüge erhalten, weil in dieser Schrift schwere Vorwürfe gegen die bestehende Regierung enthalten seien. Rf Schw Zt 5

Pfarrer Fritz Brandt aus Knittelfeld in Steiermark wurde zu acht Wochen Arrest verurteilt und ihm die Erlaubnis zur Erteilung des Religionsunterrichts entzogen. 350 Schulkinder der Gemeinde sind seitdem ohne jeden Religionsunterricht. PZ 5

In Salzburg soll eine katholische philosophische Fakultät errichtet werden.

Die „Wartburg", Monatschrift des Evangelischen Bundes, wurde für ein Jahr in Oesterreich verboten.

Der von den Erzbischöfen von Canterbury und York eingesetzte Ausschuß zur Untersuchung der gegenwärtigen Beziehungen von Staat und Kirche widerrät die Trennung. An die Stelle der Gerichtsverhandlungen sollen kirchliche Tribunale über Abweichungen der Geistlichen von den Vorschriften über Lehre und Kultus (Abendmahl) entscheiden, die Bischofswahl nicht nur dem Scheine nach, sondern wirklich vom Diözesankapitel vollzogen werden. ED 5

In Litauen ist ein Verband evangelisch-lutherischer Litauer als Einheitsverband unter Teilnahme auch von Gaigalat begründet worden, der sich bereit erklärt hat, mit dem jetzigen Konsistorium zusammenzuarbeiten. ED 4

Die litauischen Behörden verboten die Einführung von JK 22 in das Memelgebiet. JK 2

Pfarrer Kipke in Nidden wurde, wie vorher schon sieben Geistliche, aus dem Memelgebiet ausgewiesen. JK 3

Andere Erdteile

Von der koptischen Geistlichkeit in dem von den Italienern besetzten Gebiet ist ein neuer Abuna Afre Abraham gewählt worden, der sich unter den Schutz des Königs von Italien gestellt hat, während der echte, vom koptischen Patriarchen in Alexandrien geweihte Abuna Kyrillos sich im Hauptquartier des Kaisers Haile Selassie befindet. FZ 28. 1.

Ein Hirtenbrief der acht mexikanischen Erzbischöfe verbietet den Katholiken, ihre Kinder in die staatlichen Schulen zu schicken. ED 4

Von Zeitschriften und Personen

Professor Ernst Staehelin ist von der Schriftleitung des Kirchenblattes für die reformierte Schweiz zurückgetreten; übernommen hat sie Dekan Gottlieb Wieser in Wattwil. Promoviert: Abt Schachleitner anseinem 75. Geburtstag zum Dr. phil. h. c. von München. Zurückgetreten für 1. April: Pfarrer D. Wilhelm Burckhardt als Präsident der Basler Mission. Gestorben: Oberkonsistorialrat Cordes, Klotzsche bei Dresden, früher Stadtsuperintendent in Leipzig; Professor der Theologischen Hochschule in Kampen (Holland) Tj. Hoekstra. ESt

Verschiedenes

Neue Handschriftenfunde. Windisch hat hier (1935, Spalte 154 ff.) über Bruchstücke eines unbekannten Evangeliums berichtet, die in einer aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts stammenden Handschrift enthalten sind; sie sind aus Aegypten ins Britische Museum gekommen. Dann hat Roberts unter den Papyri der Rylands-Bibliothek in Manchester ein kleines Stück des Johannes-Evangeliums gefunden, einige Verse des 18. Kapitels enthaltend; die Handschrift wird noch etwas älter sein als die vorhin genannte. Ist sie wirklich aus dem ersten Drittel des zweiten Jahrhunderts, so würde damit gesichert, daß das Johannes-Evangelium spätestens um 100 geschrieben ist; die Frage, ob der damalige Text mit dem unseren ganz übereinstimmt, bleibt vorbehalten. Nun sind zu den von Windisch am Anfang seines Aufsatzes erwähnten, von Chester Beatty erworbenen, im Britischen Museum befindlichen Papyri neue Blätter derselben Handschrift hinzugekommen, die uns einen älteren Text der Paulus-Briefe bieten, als wir ihn bisher hatten. Er stammt aus dem dritten Jahrhundert und weicht, wie man erfährt (M. Dibelius berichtet kurz in der FZ vom 15. 2.), von dem uns geläufigen nicht stark ab; immerhin ist schon die Reihenfolge interessant: auf den Römerbrief folgt der Hebräerbrief (als dessen Verfasser früher Paulus galt).

Kirchenausschüsse sind nunmehr auch für Rheinland-Westfalen ernannt worden. Dem rheinischen gehören an Pfarrer Lic. Dr. Beckmann, Düsseldorf, und die Superintendenten Kaphahn, Langenberg, Lic. Müller, Duisburg, Dr. Schmidt, Diersfort; dem westfälischen Pfarrer Fiebig, Mün-

ster, Kirchmeister Kisker, Bielefeld, Superintendent Niemann, Herford, Oberarzt Dr. Wichern, Bethel.

Der seinerzeit in den Ruhestand versetzte Konsistorialpräsident D. Wahn in Stettin ist wieder im Amte; zum weltlichen Vizepräsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin ist Konsistorialpräsident D. Loycke in Magdeburg ernannt worden.

Der neubegründete Disziplinarhof der Deutschen Evangelischen Kirche (s. Chronik, Deutsche Evangelische Kirche) soll Disziplinarverfahren, die nach dem 1. Januar 1934 endeten, nachprüfen, wenn der Antrag darauf bis 1. April 1936 gestellt wird. Verfahren, bei denen es sich um die Lehre handelt, bleiben den Landeskirchen überlassen.

Die Deutschen Christen wenden sich in einem Aufsatz „Keine Befriedung ohne Gerechtigkeit" (Pos. Chr. 9. 2., Ev. im 3. Reich 16. 2.) scharf dagegen, daß die bisherige Tätigkeit der Kirchenausschüsse einseitig den Bekenntnisfreunden zugute komme, die den kirchenpolitischen Machtkampf weiterführten, während die DC sich aus solchem zurückgezogen hätten.

Konsistorialpräsident in Magdeburg wird Oberkonsistorialrat Dr. Fretzdorff, Berlin, Konsistorialpräsident in Königsberg der dortige Oberkonsistorialrat Dr. Tröger; mit der Führung der Geschäfte der Konsistorialpräsidenten in Breslau, Münster und Düsseldorf wurden die Oberkonsistorialräte Dr. Fürle, Breslau, Dr. Thümmel, Berlin, Dr. Jung, Düsseldorf, beauftragt.

Rundfunkgottesdienste. Nach einer Mitteilung des Reichssenders Stuttgart sollen kirchliche Morgenfeiern im ganzen Reiche nicht mehr durch Rundfunk übertragen werden. Gewiß ist es kein voller Ersatz der Gemeindefeiern in der Kirche, wenn Gottesdienste durch Rundfunk übertragen werden. Auch sind die „weltlichen" Feiern des Rundfunks oft gehaltvoll. Ueberdies mag man, soweit Verlangen danach da ist, neben den Kirchen gelegentlich auch andere religiöse und Weltanschauungsgemeinschaften im Rundfunk zu Gehör kommen lassen. Aber nachdem Jahre hindurch weiteste Kreise sich an kirchliche Rundfunkgottesdienste gewöhnt haben, würde ihre gänzliche Abschaffung dem Wunsche eines großen Teiles unseres Volkes durchaus widerstreiten. Und wäre solche Maßregel mit dem Sinn des § 24 des Programms der NSDAP vereinbar, der ein Bekenntnis zum positiven Christentum enthält? So muß man wünschen, daß sie nachgeprüft wird.
15. 2. M

Soeben teilt die Reichssendeleitung mit: „In einigen Zeitungen ist die Nachricht verbreitet, daß mehrere Reichssender die im Programm angesetzten Uebertragungen von kirchlichen Morgenfeiern abgesetzt hätten. Diese Nachricht ist unzutreffend. Die in den Programmen vorgesehenen kirchlichen Morgenfeiern finden an den betreffenden Sendern wie bisher statt." (FZ 17. 2.) Wir begrüßen diese Entscheidung.

Kirchenausschüsse und Kirchenlehre. Aus einem Rundbrief D. Egers vom 20. 1.: „Gerade wenn man den vom Staat eingesetzten Ausschüssen das Recht bestreitet, im Namen der Kirche zu reden, kann man ihnen am wenigsten zumuten, Lehrentscheidungen zu fällen. Natürlich hat jeder im Ausschuß seine Lehrmeinung, und ich darf verraten, daß wir gerade im Letzten und Tiefsten bezüglich des Evangeliums ganz und gar einer Meinung sind; anders aber als auf geistliche Weise können wir dem nicht Ausdruck verleihen. Der Landeskirchenausschuß ist kein Spruchkollegium oder gar eine Instanz, die ein neues, der Gegenwart entsprechendes Bekenntnis der Kirche abzugeben äußerlich oder innerlich berechtigt ist.

Daß es Irrlehre nicht bloß außerhalb, sondern auch innerhalb der Kirche gibt, wissen wir. Aber ganz abgesehen davon, daß es nicht immer so einfach ist, festzustellen, wo Irrlehre anfängt und wo Irrlehre aufhört: Irrlehre kann nur durch rechte Lehre überwunden werden, Böses nur durch Gutes. Darum möchte ich recht herzlich bitten, mit dem Wort ‚Irrlehre' vorsichtig umzugehen. Es könnte leicht sein, daß der, der dieses Wort auf andere anwendet, selbst gar nicht merkt, daß er sich mit diesem anderen in der gleichen Verdammnis befindet. Das Wort Jesu vom Splitter und vom Balken gilt auch hier. Gott sei Dank, daß wir wieder erkannt haben den Wert der Lehre, der rechten Lehre für die Arbeit der Kirche. Mit dieser Erkenntnis sind Lehrstreitigkeiten ganz von selbst gegeben. ‚Habt acht auf die Lehre!' Gewiß auch auf die Lehre des Andern, aber doch in erster Linie auf das, was w selbst lehren, daß wir das Wort Gottes, und zwar das ganz Wort, Gesetz und Evangelium, lauter und rein verkündige Der Terror der Ketzerrichterei darf uns aber ebensowenig w der Terror der öffentlichen Meinung zu stummen Hunde machen. Wer nicht den Mut hat zu persönlicher Wahrhaftig keit, auch auf die Gefahr hin zu irren, der wird vielleicht au niemals die Wahrheit verkündigen so, daß man sie glaubt.

Mit diesen Worten nehme man die aus Egers Anspra an die altpreußischen Kirchenausschüsse (22. Januar) zusam men: „Wir sind nicht dazu da, den Bekenntnisstand zu ände Wir haben nur die Möglichkeiten zu schaffen, daß der Be kenntnisstand unsere Kirche oder in unserer Kirche neu, un zwar meine ich: fester, bestimmt wird. Wir müssen uns dieses Zieles bewußt sein und bleiben und darauf hinarbeiten, da unsere Kirche eine, ja lassen Sie mich ruhig den Ausdru gebrauchen, Bekenntniskirche wird oder doch werden kan Das hat zur Folge, daß wir der bewußten und grundsätzliche Bekenntnislosigkeit, dem sog. undogmatischen Christentum zu widerstehen haben."

Die protestantische Kirche und die soziale Frage hat in de DAZ vom 26. Januar Hans E. Friedrich behandelt, aus gehend vom 100. Geburtstag Stöckers und dem Beginn de 50. Jahrgangs der CW. Er betont, der heutige Staat, gewill dem ganzen Volke zu dienen, sei selbst auf sozialen Ausglei so sehr bedacht, daß er die Kirche der Beschäftigung m drückenden sozialen Problemen enthoben habe, „ja, es nic dulden würde, wollte sie sich heute in die soziale Ordnung ein mischen". Auch habe das jüngere Theologengeschlecht sich vo sozialpolitischen Interessen ab- und der reinen Wortverkün digung als seiner Aufgabe zugewandt. Andrerseits weiß un sagt auch Friedrich: „So entschieden ein Staat in der Ueber nahme aller sozialen Verantwortungen sein mag — ein Kirche, die sich mit dem wichtigsten menschlichen Problem ihre Zeit nicht abgäbe, liefe stets Gefahr, sich die Menschen z entfremden." In der Gestaltung des öffentlichen Lebens — wird man diesen Gedanken weiterführen dürfen — liegen stet eine Reihe von Fragen an das christliche Gewissen und Au gaben für das Handeln bewußter Christen. Z. B. ist die Ar beitslosigkeit in Deutschland seit 1933 erheblich geringer ge worden, so braucht sie auch dem Christen nicht mehr so vie Sorge zu machen. Aber die Einschaltung der Jugendbünde al eines dritten Erziehungsfaktors neben Haus und Schule er folgt natürlich nicht ohne Probleme für Eltern und religiös Erziehung, und die Frage, wie in einem öffentlichen Syste der Autorität und Disziplin die unaufgebbaren Werte geistige Selbständigkeit und die Pflicht der Aufrichtigkeit zu pflege sind, hat neue Bedeutung gewonnen. M

Harnack-Biographie. Es trifft sich, daß eben jetzt gleichzeiti drei Selbstbiographien erscheinen, die unsre Leser interessiere werden; aber vorläufig in Zeitschriften. Alphabetisch geordne schreibt Hauer seine Erinnerungen im „Deutschen Glauben" Johannes Müller in seinen „Grünen Blättern", Rit telmeyer in der „Christengemeinschaft". Diese Aufzeich nungen werden uns noch gebührend beschäftigen. Heute schul den wir unsern Lesern den Dienst, daß wir sie auf die im Er scheinen begriffene Harnack-Biographie aufmerksam machen. Geschrieben von seiner Tochter Agnes von Zahn. Si kommt heraus im Hans Bott-Verlag, Berlin-Tempelhof, durc jede Buchhandlung schon im voraus zu bestellen. Ein Vorzugs subskriptionspreis ist dafür angeboten: 6.50, gebunden 8 M Es wird ein Band von gegen 500 Seiten. Wie sehr wir vo der „Christlichen Welt" an diesem Buche persönlich beteilig sind, braucht man nicht zu sagen; es kommt aber vor alle der ganze universale Mensch zur Geltung. Die Vorausbestel lung wird Niemanden gereuen. Sie ist möglich bis Anfan März. R

Versammlungskalender

26.—30. März Evangelische Woche Breslau,
29. März—2. April Evangelische Woche Stettin,
30. März—3. April Evangelische Woche Königsberg,
31. März—4. April Evangelische Woche Danzig,
28. Juli—2. Aug. Theologenkonferenz des Weltbundes für freies Christentum Arnheim.

Verantwortlich: Prof. D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 12

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Dieser Nummer liegt je ein Prospekt vom Verlag Trowitsch & Sohn und „Zeitschrift für Religionspsychologie" bei.
Um freundliche Beachtung wird gebeten!

Das Wort und die Existenz

Eine Auseinandersetzung mit der dialektischen Theologie

von

THEODOR SIEGFRIED

Band I

Die Theologie des Worts bei Karl Barth

Eine Auseinandersetzung mit Karl Barths Prolegomena zur Dogmatik

Preis neun Mark

„Die erste wirklich grundlegende Kritik der Theologie Karl Barths . . . geht in scharfsinniger Denkarbeit den Gedankenführungen Barths im kleinen und kleinsten nach . . ." (Evangelisch-Sozial)

Band II

Die Theologie der Existenz bei Friedrich Gogarten und Rudolf Bultmann

Preis zehn Mark

„Bei Gogarten und Bultmann geht es um die Begriffe Wahrheit Geschichte und Offenbarung. Was der Verfasser der dialektischen Theologie entgegenzusetzen hat, ist der Anspruch des Selbst auf ein Sein. Bei Barth stellte er eine Auflösung des Selbst fest und eine Verflüchtigung der Gottesoffenbarung. Es ist für ihn trotz der Verschiedenheiten bei Gogarten und Bultmann das gleiche Bild . . ." (Christentum und Wissenschaft)

Band III

Autorität und Freiheit

Preis sieben Mark

„Der III. Band zeigt, daß S. nicht nur über Schärfe der Kritik, sondern auch über die Kraft systematischen Zusammendenkens verfügt. In dieser Beziehung wird ein ernstes Mitarbeiten seiner in die Fragen sich einbohrenden Gedankengänge nicht ohne Gewinn sein." (Theologie der Gegenwart)

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Zeitenwende in Afrika!

Weißes und schwarzes Südafrika heute und morgen

Von Ernst Rippmann

Mit 31 Bildern

Preis steif broschiert RM. 3.50, Leinen RM. 4.50

Professor D. Adolf Keller, Genf,

schreibt über dieses Buch im „Bund", Bern, vom 23. I. 1936 u. a.:

„Wer nach diesem Buch greift, dem wird der Tisch reich gedeckt. Es geht zwar nicht aus auf Reiseabenteuer, bei denen es einem kalt den Rücken hinunterläuft, obschon man Löwen in der Ferne brüllen hört. Aber was heute im Rassenkampf Südafrikas vorgeht oder im Ringen zwischen europäischer Kultur und dem Zauberglauben der Eingebornen, ist im Grunde noch abenteuerlicher, auch wenn dabei kein Blut fließt.

Rippmann führt tief in die südafrikanischen politischen, sozialen und religiösen Probleme hinein. Diese Probleme erscheinen hier aber in lebendigen Bildern und anschaulich geschilderten Erlebnissen. Das Buch ist nicht auf das Missionsinteresse beschränkt, sondern gibt Anschauung, Bilder, Erlebnisse aus dem ganzen Rassengemisch und der ungeheuren Problematik eines sich wandelnden Staats- und Wirtschaftswesens. Eindrückliche und amüsante Bilder, die den Umbruch veranschaulichen, schmücken das Buch."

LEOPOLD KLOTZ VERLAG, GOTHA

Das aktuelle Lutherbuch!

RUDOLF THIEL

Luther antwortet..

168 Seiten. Gebunden RM 2.50

Thiel hat hier ein Buch geschaffen, mit dem er den evangelischen Deutschen einen unschätzbaren Dienst erwiesen hat, zu dem er wohl, wie kaum ein zweiter, berufen war . . . Es ist wirklich ein Kompendium des ganzen Luthertums, wie wir es zur eigenen Belehrung, zur Unterweisung anderer, zum Erweise der Gegenwartsnähe gerade des angeblich starren evangelischen Geistes nicht praktischer, gründlicher und einfacher hätten wünschen können. Der Reichsbote, Berlin

Ich lese jetzt gerade mit großer Freude Ihr neues Lutherbändchen von Thiel, zu dem ich Sie herzlich beglückwünschen möchte, denn so lebensnah und zeitgemäß ist uns Luthers wegweisendes und richtendes Wort noch nicht gebracht worden. Buchhändler E. H. in D.

ECKART-VERLAG • BERLIN-STEGLITZ

Clara Nordström

(50. Geburtstag 18. Januar 1936)

Ihre Werke im Urteil der Presse:

Roger Björn

Roman. 5. Tausend. In Leinen M 5.25

Ein an Gleichnissen und tiefen Weisheiten reiches Buch. Ganz langsam liest man Seite um Seite und freut sich an den Gesprächen. Der Mittag, Düsseldorf

Die eigenartig gestaltete Liebesgeschichte gibt dem Buch seinen großen inneren Wert. Mehr als einmal klingen Erinnerungen an Ibsens klassisch-nordische Gestalten an, die in dieser starken, fast männlich herben Sprache im Geiste unserer Zeit auferstehen. Daß Clara Nordström daneben auch zarte, innige Töne für ihre Schilderungen findet, läßt diesen Roman zu einer geschlossenen Darstellung des nordischen Menschen werden. Magdeburgische Zeitung

Frau Kajsa

Roman. 7. Tausend. In Leinen M 5.25

Dieser Roman der gebürtigen Schwedin, die in Deutschland ihre Wahlheimat hat, schildert, wie eine tapfere Frau die Kolonisierung verarmter Städter durchführt. In diesem äußeren Umriß ist ein gewaltiger Reichtum an Lebensfragen und Menschengestalten eingefangen. Die Vielfältigkeit des Lebens vom Begegnen und Aneinandervorübergehen der Menschen ist darin. Man wird mitunter an Selma Lagerlöfs Menschen erinnert. Deutsche Allgemeine Zeitung

Kajsa Lejondahl

Roman. 9. Tausend. In Leinen M 5.25

Ein Buch von so kraftvoll nordischer Ursprünglichkeit, daß sich die bestgezeichneten Gestalten der Lagerlöf unwillkürlich zum Vergleich herandrängen. Ein Atem herb-reiner, typisch germanischer Wesensart durchweht das Werk und läßt uns jede der ungemein plastisch herausgearbeiteten Figuren von der überragend großen Frau Brita herab zum tierliebenden Kutscher Karl Petter als etwas Urdeutsches, zu uns Gehöriges empfinden. Braunschweigische Landeszeitung

In allen Buchhandlungen erhältlich

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin

Für die Praxis des Pfarrers

Die Amtshandlungen

in der evangelischen Kirche

Von

HANS G. HAACK

Preis kartoniert drei Mark

„Das Werk füllt eine namentlich von Kandidaten und jüngeren Geistlichen schmerzlich empfundene Lücke aus ... was hier der Verfasser vorlegt, hat Entscheidendes zu sagen auf diesem besonders heute so wichtigen Gebiet der Verkündigung außerhalb des regelmäßigen Gottesdienstes." Pfarramts-Praxis

„Im ganzen bietet er eine so gute sachliche Einführung in die einschlägigen Fragen und so viel erwägenswerte aus der Praxis herausgewachsene Vorschläge zur Gestaltung der Amtshandlungen und nicht zuletzt so viel treffliche Richtlinien für die Kasualreden, daß das Buch jedem Pfarrer, und zwar ohne Unterschied des Dienstalters, dringend empfohlen werden kann." Schwäbischer Merkur

„Wir glauben, daß Haack mit seiner Arbeit den im Amt stehenden Brüdern einen wirklichen Dienst tun kann, indem er zahlreiche und wertvolle Fingerzeige zur liturgischen Neugestaltung unserer Amtshandlungen gibt." Deutsch-Evangelische Korrespondenz

„Die Anlage dieses Buches und die Durchführung der Untersuchung machen uns das Anliegen seines Themas von Seite zu Seite wichtiger. Haack bietet sowohl an tiefschürfenden Gedanken im Grundsätzlichen, wie auch an praktischen Ratschlägen eine solche Fülle, daß der Leser die Leistung nur bewundern kann." Pfälzisches Pfarrerblatt

„Nun liegt ein Buch der grundsätzlichen Besinnung vor, das ich zum Durcharbeiten empfehle. Das Besondere ist neben der geschichtlichen Übersicht das Verständnis für das Symbol mit seiner verinnerlichenden und verdeutlichenden Kraft und seinem gemeinschaftsbildenden Wert und die liturgische Ordnung." Homiletische Monatshefte

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA